



Berlin, den 19. Mai 1900.

## Schleiermacher.

Was Höllefeuer der Hexenbrände und Religionskriege war verglommen. Die Teufel in Menschengestalt räumten den Schauplatz; theils hatten sie einander abgeschlachtet, theils sich, müde von der Hexenarbeit, mit ihrer Kriegsbeute zur Ruhe gesetzt. Der verarmte Bauer, der verkümmerte Handwerker athmete auf und der Mensch rettete sich vor der Bestie, die in ihm losgebrochen war und ihn beinahe umgebracht hätte, zunächst in eine Hülle steifer, strenger Formen. Unter dem Symbol des Zopfes richtete der mit Schwert, Stok und Schreibfeder bewaffnete Staat eine leidliche bürgerliche Ordnung auf. Und nun erlebte man etwas Wunderbares. Das Menschenthum war weder gestorben noch verdorben in der großen Teufelei; seine Wurzel war gesund geblieben; und kaum war einige Ruhe und Ordnung zurückgekehrt, da schlug die Wurzel aus und der neue Stamm trieb die schönsten, kräftigsten, zartesten Blüthen hervor: der Mensch stand da in der Pracht des Geistesfrühlings, den er sich schuf, so herrlich wie am ersten Tag. Alle Seiten seiner reichen Natur entfaltete er auf deutschem Boden: ein kräftiges, sinnig-sinnliches Gemüth in Volksliedern und Volksstücken, edelsten Schönheitssinn in klassischen Formen, durchdringenden, Gespensterpalstreichenden Verstand in großartigen philosophischen Systemen, mythische Tiefe in der mit Begeisterung verkündeten Botschaft, daß man Gott gefunden habe im Heiligthum der eigenen Seele und in der Natur. Goethe, der Allumsfassende, hegte und pflegte diese Triebe, auch den mystischen; entdeckte er doch den Gott, dems ziemt, die Welt im Innern zu bewegen, Natur in sich, sich in

Natur zu hegen. Aber den breitesten Grund für eine fromme Naturbetrachtung legte sein älterer Freund Herder, der die Erde und die Völker systematisch durchforschte, um nachweisen zu können, wie alles Geistige aus dem Walten und Weben der Natur erblüht und diese daher nichts Anderes sein könne als der seinen inneren Reichthum entfaltende Gott. Von der entgegengesetzten Seite her, im hellen Lichte des Bewusstseins, fand Johann Gottlieb Fichte einen Gott, in dessen Lichtmeer die Welt verschwindet. „Daß irgend ein lebendig Daseiendes — aber alles Daseiende ist nothwendig Leben und Bewußtsein und das Tote und Bewußtlose ist nicht einmal da —, daß ein lebendig Daseiendes gänzlich von Gott sich trenne, dagegen ist gesorgt und es ist Dieses schlechthin unmöglich; denn nur durch das Dasein Gottes in ihm wird es im Dasein gehalten, und so Gott aus ihm zu verschwinden vermöchte, würde es selbst aus dem Dasein schwinden . . . Es ist, außer Gott, gar nichts wahrhaftig und in der eigentlichen Bedeutung des Wortes da als das Wissen; und dieses Wissen ist das göttliche Dasein selber, schlechthin und unmittelbar; und inwiefern wir das Wissen sind, sind wir selber in unserer tiefsten Wurzel das göttliche Dasein.“ Schelling wandte dann seine Betrachtung gleichmäßig beiden Seiten des Daseins zu. Aber ehe er noch das Gesetz der Identität von Subjekt und Objekt, von Geist und Natur in gelehrten Werken entwickelt hatte, sprach es ein frommer Dichter in Liedern und Prosahymnen aus. Novalis, der wunderbare Jüngling, der mit der positiven Bildung des vielseitigen Gelehrten den Scherzblick des von Gott Erleuchteten und die erregbaren Nerven der Somnambule vereinte, durchschaute die Beziehungen der entferntesten Dinge zu einander und ahnte ihre Einheit; ihm war Mathematik Religion und Religion Mathematik, ihm lebten die Steine und lag die Identität des geistigen mit dem organischen Lebensprozeß klar vor Augen; das Empfinden war ihm Fressen, das Denken Absondern, der Baum eine blühende, das Thier eine wandelnde, der Mensch eine redende Flamme. Im Geheimniß der Nacht erschloß sich ihm das Geheimniß des Christenthumes. „Die Nacht ward der Offenbarungen mächtiger Schoß, in ihn kehrten die Götter zurück, schlummerten ein, um in neuen, herrlicheren Gestalten auszugehen über die veränderte Welt. Im Volk, das, von Allen verachtet, zu früh reif und der seligen Unschuld der Jugend trotzig fremd geworden war, erschien mit nie gesehenem Angesicht die neue Welt: in der Armuth dichterischer Hütte ein Sohn der ersten Jungfrau und Mutter, geheimnißvoller Umarmung unendliche Frucht. Einsam entfaltet das himmlische Herz sich zu einem Blütenkelch allmächtiger Liebe, des Vaters hohem Antlitz zugewandt und ruhend an dem ahnungseligen Busen der lieblich ersten Mutter.“ In Brädergemeinden wurden seine geistlichen Lieder andächtig gesungen; aber daß ers, wenn er es auch ungefähr so sagte wie der

Pfarrer, doch ein Bißchen anders meinte, konnten sie in dem Weihnachtsliede „Was wär' ich ohne Dich gewesen“ an den Versen merken: „Ein alter, schwerer Bahn von Sünde war fest um unser Herz gebannt.“

Damit solche Gedanken von einem einzelnen Gottbegnadeten ausgesprochen werden können, müssen sie in tausend Seelen keimen und gähren. Aus der weitverbreiteten Stimmung und Gedankenrichtung, die durch die fünf angeführten Namen charakterisirt wird, erklärt sich die bedeutende Wirkung, die nach dem Zeugniß von Zeitgenossen Schleiermachers im Jahre 1799 erschienene Schrift „Ueber die Religion“ hervorgebracht hat. Denn daran ist nicht zu denken, daß von den „Gebildeten unter ihren Verächtern“, an die er diese fünf Reden gerichtet hat, auch nur Einer bekehrt worden wäre. Die Angeredeten, die er bei allem Wohlwollen, das er ihnen beweist, doch eigentlich beleidigt, mögen gedacht haben: Das ist ja von allen Pfaffen, die uns bis jetzt belästigt haben, der allerunangenehmste! Die zahlreichen gleichgestimmten Seelen, die nicht zu belehren, sondern deren innerste Gedanken und Herzenswünsche auszusprechen waren, werden es gewesen sein, deren Beifall die Wirkung seiner Reden so groß erscheinen ließ. Wie mag jetzt die Jubiläumsausgabe aufgenommen worden sein, die der Licentiat Rudolf Otto herausgegeben hat? Ziemlich kalt. Die Meisten werden das Buch ablehnen, nicht Wenige sogar mit Entrüstung. Mancher einzelne Satz würde ja unseren „Liberalen“ sehr willkommen sein, wenn sie ein dem Zeitgeschmack so wenig entsprechendes Buch zu lesen sich die Mühe geben wollten, und den folgenden werden sie gewiß, wenn sie ihn auf Umwegen erfahren, in ihre Kämmer aufnehmen: „Religion war der mütterliche Leib, in dessen heiligem Dunkel mein junges Leben genährt und auf die ihm noch verschlossene Welt vorbereitet wurde; in ihr athmete mein Geist, ehe er noch seine äußeren Gegenstände, Erfahrung und Wissenschaft, gefunden hatte; sie half mir, als ich anfing, den väterlichen Glauben zu sichten und das Herz zu reinigen von dem Schutt der Vorwelt, sie blieb mir, als Gott und Unsterblichkeit dem zweifelnden Auge verschwanden, sie leitete mich ins thätige Leben“. Eine Religion ohne Gott und Unsterblichkeit: Das ist ja das Ideal der heutigen Liberalen. Jeden positiven Glauben und jeden Gläubigen lächerlich und verächtlich machen, aber den Vorwurf des Atheismus mit Entrüstung zurückweisen, weil man ja nicht mehr unter die Staatsstützen gerechnet würde und keine Aussicht hätte, hoffähig zu werden, wenn man ihn auf sich sitzen ließe: Das ist die Praxis unserer tapferen Liberalen. Also das eine und das andere Wort wird ihnen zwar gefallen, aber im Ganzen wird ihnen das Buch Unbehagen verursachen. Die Orthodoxen müssen es für ein gefährliches und verderbliches Werk erklären; alle anderen Parteien aber haben die Grundgedanken, die ihnen mit Schleiermacher gemeinsam sind, nach ganz anderen Seiten hin ent-

widelt. Schleiermacher ist Mystiker; und von Mystikern wimmelt es heute. Aber diese Mystiker sind Geistesfeyer, Phantasten und Charlatane, während des großen Philosophen und Predigers Mystik reine, edle Herzensmystik ist, die auch nicht ein Körnchen Aberglauben enthält. Schleiermachers Gott war das „Universum“. Er wird nicht müde, es zu bewundern und zu preisen; er betet es an. Auch unsere heutigen Naturphilosophen und die Sozialdemokraten haben keinen anderen Gott als das Weltall, aber sie beten es nicht an. Den Einen ist es ein der Liebe und Anbetung nicht würdiges Ungeheuer, das seine zwecklos hervorgebrachten Kinder süßlos peinigt und aufreißt; den Anderen ist es das Material, aus dem die Menschen ein ärmlisches und vergängliches Paradies zu bauen vergebens sich abmühen. In Schleiermachers Zeit und in seiner Umgebung gab es keine soziale Frage; beaufacht von einer Fülle neu gewonnener Naturerkenntnisse, gehoben von der Hoffnung auf eine glückliche politische Neugestaltung Europas, erfreute man sich einer solchen Heiterkeit des Blickes, daß selbst die Schlächtereien der Schredensherrschaft und die Leichen anhäufenden Schlachten keine pessimistische Stimmung zu erzeugen vermochten. Das Weltall aber gar ökonomisch aufzufassen und die Frage des Broterwerbes zur eigentlichen Lebensfrage zu machen: Das lag den Geniekreisen jener Zeit ganz fern.

Schroffer noch als dieser Gegensatz Schleiermachers zur heutigen Linken ist der zu Allem, was rechts steht, nicht nur zur Orthodoxie, sondern zu allem Staaterhaltenden. Er verabscheut geradezu als Entheiligung und als Verderb der Religion, was die Religion unseren heutigen Frommen und Frommthuenden werth macht. Weitab weist er Dogma, Glaubenslehre, Theologie und Alles, was damit zusammenhängt. Nichts sei für einen Menschen zufälliger in seiner Religion als „die bestimmte Summe seines religiösen Stoffes.“ Wer den Charakter einer besonderen Religion „in einem bestimmten Quanto von Anschauungen und Gefühlen“ finde, müsse auch einen inneren Zusammenhang annehmen, der gerade diese Anschauungen unter sich verbinde und alle anderen ausschliesse; dieser Wahn aber sei dem Geiste der Religion entgegengesetzt und führe zur Sektenbildung. Jede Heilige Schrift sei nur „ein Mausoleum der Religion“, ein Denkmal, daß ein großer Geist da war, der nicht mehr da ist. Denn wenn er noch lebte und wirkte: wie würde er einen so großen Werth auf den toten Buchstaben legen, der nur ein schwacher Abdruck von ihm sein kann? Nicht Der hat Religion, der an eine Heilige Schrift glaubt, sondern Der nur, der keiner bedarf und wohl selbst eine machen könnte. Selbst der Glaube an den persönlichen Gott und an die Unsterblichkeit der Menschenseele sind keine „Hauptstücke“. Ja, die Art, wie sich die Meisten die Unsterblichkeit vorstellen, und ihre Sehnsucht danach erklärt er für irreligiös. Der religiöse Geist strebe danach, daß sich „die

scharf abgezeichneten Umriffe unserer Persönlichkeit erweitern und sich allmählich verlieren ins Unendliche, daß wir durch das Anschauen des Universums so viel wie möglich Eins werden mit ihm; sie aber sträuben sich gegen das Unendliche, sie wollen nicht hinaus, sie wollen nichts sein als sie selbst und sind ängstlich besorgt um ihre Individualität.“ Von einer Erlösung im christlichen oder in irgend einem anderen Sinne kann bei Schleiermacher schon deshalb nicht die Rede sein, weil es in seinem Universum kein Uebel giebt und auch die sogenannte Sünde nichts Böses ist. Nur Mangel an Religion sei es, was uns den einzelnen häßlichen oder bösen Menschen verabscheuen lasse. Das

Einzelne nur als  
ach das Böse und  
der künstlerische  
bere sind groteske  
er, wie Paulus  
n müßt Ihr nicht  
es steht.“ Die  
hftfertigung ihrer  
n. Da es keine  
n abgeschmacktes  
ionlehrer, da es  
böse Mensch, der  
nicht durch Lehre,  
ndere Flammen;  
staltet, erweckt er  
in Anderen.

leiermacher noch  
as Geringste zu  
die Verwendung  
erlichen Lebens.  
a, „daß ich am  
nehmen möchte,  
Ordnung in der  
s Auge und eine  
und den engen  
Zugegeben, daß  
rade der Unvoll-  
nähierung zum  
werden müßte!  
deren Existenz  
religion als eine

„Seyt der Religion vertheile eben darin, nichts getrennt, jedes  
Theil des Universums zu betrachten; als solcher aber erscheint an  
Häßliche nothwendig und gerechtfertigt. Einige der Bilder, die  
Schöpfergeist malt, drücken die Schönheit der Gottheit aus, an  
Erzeugnisse seiner Virtuosenlaune; irreligiös sei die Ansicht, da  
meint, Gefäße der Ehre verfertige und Gefäße der Unehre. „Einzelne  
betrachten, aber erfreut Euch eines Jeden an der Stelle, wo  
Naturalisten unter den heutigen Künstlern werden dieser Red-  
Grundsätze durch einen großen Theologen freudig zustimmen  
Glaubenslehre giebt, so ist natürlich Religionunterricht „ei-  
und sinnleeres Wort.“ Das Universum ist der wahre Relig-  
sich selbst seine Betrachter und Bewunderer bildet. Der relig-  
Virtuose in der Religion, vermag Andere religiös zu machen, n-  
sondern durch Ansteckung; an seiner Flamme entzündeten sich a-  
dadurch, daß er sein Leben zu einem religiösen Kunstwerk ge-  
das Verständniß für Religion und das Wohlgefallen daran

Den weniger orthodoxen Staatserhaltenden wird Sch-  
mehr mißfallen, da seine Religion mit Sittlichkeit nicht be-  
thun hat und er gegen nichts entschiedener protestirt als gegen  
der Religion für irgend welche praktischen Zwecke des bürger-  
Besorgt nur nicht, ruft er den Verächtern der Religion zu  
Ende doch noch zu jenen gemeinen Mitteln meine Zuflucht  
Euch vorzustellen, wie nothwendig sie sei, um Recht und  
Welt zu erhalten, und mit dem Andenken an ein allsehende  
unendliche Macht der Kurzsichtigkeit menschlicher Aufsicht  
Schranken menschlicher Gewalt zu Hilfe zu kommen! . . .  
unsere bürgerlichen Einrichtungen noch unter einem hohen G-  
kommenheit seufzen: welcher zaghafte Unglaube an die M-  
Besseren wäre es, wenn deshalb nach der Religion gerufen  
Hättet Ihr denn überhaupt eine bürgerliche Ordnung, wenn  
auf der Frömmigkeit beruhete?“ Die Praktiker, die die M-

nützliche Sache zu befördern trachteten, seien die eigentlichen Feinde der Religion. Wer hindere denn das Gedeihen der Religion? Nicht die Zweifler und Spötter, nicht die Sittenlosen, „sondern die anständigen und praktischen Menschen. Diese sind in dem jetzigen Zustande der Welt das Gegengewicht gegen die Religion und ihr großes Uebergewicht ist die Ursache, warum sie eine so dürftige und unbedeutende Rolle spielt. Von der zarten Kindheit an mißhandeln sie den Menschen und unterdrücken sein Streben nach dem Höheren.“ Niemals ist das Ordnungsphilistertum mit überlegenerer Verachtung geschildert, niemals das Staatskirchentum schärfer verurtheilt, die gänzliche Trennung von Staat und Kirche entschiedener gefordert werden als in diesen Reden. Man sieht aus Alledem schon — und Das wird ihm wohl heute in den Kreisen der Staaterhaltenden zur allergrößten Sünde angerechnet werden —, in welchem schroffen Gegensatz er zu Kant steht. Zum Ueberflus sagt er auch noch deutlich genug, was er von einer Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft hält. „Ihr seid ohne Zweifel bekannt mit der Geschichte menschlicher Thorheiten und habt die verschiedenen Gebäude der Religion durchlaufen, von den sinnlosen Fabeln wilder Nationen bis um verfeinertsten Deismus, von der rohen Superstition unseres Volkes bis zu den übel zusammengenähten Bruchstücken von Metaphysik und Moral, die man vernünftiges Christenthum nennt, und habt sie alle ungerührt und vernunftwidrig gefunden.“

Später, sagen die theologischen Biographen, sei Schleiermacher positiver geworden. Schon glaublich. Er hat eben eingesehen, daß die Religion ohne Kirche nicht bestehen kann und daß seine Kirche eine Utopie war. Aber dieser Kompromiß mit der Wirklichkeit, zu dem sich jeder Idealist einmal verstehen muß, wenn er in der Welt leben will, interessiert uns weiter nicht. Uns, die wir weder zu den Politikern noch zu den Kirchengewaltigen gehören, die wir keiner Partei verpflichtet und an kein Klasseninteresse gebunden sind, die wir den Menschen als Menschen suchen und lieben und denen der Mensch mehr gilt als sein zufälliges Zubehör von Vermögen, Titeln und Verhältnissen, uns idealistischen Thoren, die wir im Deutschen Reiche gewiß noch einige tausend Köpfe stark sind, wird diese reine, im Höchsten lebende Seele stets theuer und ihr Erguß in den Reden über die Religion ein Erbauungsbuch sein.

Reiffe.

Karl Jentsch.



## Die Vereinigten Staaten von Afrika.

Seit dem Beginn des südafrikanischen Krieges habe ich die Ansicht vertreten, die Buren würden sich gegen die Briten behaupten können, und diese Ansicht hat auch der bisherige Verlauf des Krieges mir nicht geraubt. Noch immer — wie auch der erste Theil des Kampfes enden möge — erwarte ich von den Holländern Afrikas eine Leistung, wie sie uns Griechenland, Florenz, Venedig, die Vereinigten Staaten und vor Allem das freie Holland, gezeigt haben, als es mit geringen Mitteln und einem kleinen Heere das Reich bekämpfte, „in dem die Sonne nie unterging.“ Nun sagen aber die Liberalen: „Da England die Wiege der menschlichen Freiheit ist, so würde seine Niederlage eine Niederlage der liberalen Sache bedeuten.“ Zunächst ist die Annahme zurückzuweisen, eine Niederlage im Süden Afrikas könne das große England völlig zu Boden werfen. Dann aber sollten die Liberalen bedenken, daß England die Prinzipien der Freiheit verleugnet hat und gerade dafür bestraft werden muß. Der Imperialismus, den es vertritt, ist der äußerste Gegensatz zur Freiheit; es will ein freies Volk vernichten, das nichts weiter verlangt, als in Ruhe gelassen zu werden. Ferner sagt man: Die Buren sind ein Bauernvolk, ultrakonservativ, fast reaktionär, und leben in einem unhaltbaren patriarchalischen Zustand. So urtheilen die modernen Statistiker, die die Fortschritte eines Volkes nach den Fortschritten ihrer industriellen Thätigkeit, ihrer Gewissens- und politischen Freiheit schätzen. Gewiß: bei den Buren herrscht noch der pater familias, sie haben hohe, die Fremden belästigende Schutzzölle; die Leitung des Staates ist auf wenige Familien beschränkt; die Landwirtschaft steht an erster Stelle; Presse und Industrie sind ohne Bedeutung; es ist eben ein Volk von einfachen Bauern und Hirten, die der barbarischen Epoche noch sehr nah stehen. Und ich will auch nicht leugnen, daß dieses kleine fromme Volk, das uns pietistisch, roh und bäuerisch erscheint, auf uns moderne Liberale, die für die Religion keine tiefe Empfindung mehr haben, zunächst einen unerfreulichen und ästhetisch unangenehmen Eindruck macht. Betrachten wir aber die Sache historisch, so werden wir bald eines Besseren belehrt werden.

Durchforscht man die Geschichte der italienischen Gemeinden, wie sie aus den jüngsten Veröffentlichungen hervorgeht, so sieht man, daß die großen Gemeinden, die von Florenz, Venedig, Siena, Lucca und andere, die sich hohen Ansehens in der Welt erfreuten, die größten Beweise von Thatkraft und Freiheit lieferten; man sieht, daß sie schließlich — wenige Jahrhunderte später — untergingen, trotzdem aber die größten Wunder der Poesie und Kunst hervorbrachten, die kein Volk zu überbieten vermochte, wie die Dichtungen Dantes, den Palazzo Ducale, die Gemälde des Donatello, die Kirche von

San Marco und den Dom von Siena. Die Schöpfer waren einfache Bauern, die sich theils vor dem Einfall der Barbaren, theils vor der Wuth des Adels geflüchtet hatten; sie sammelten sich in kleinen Gruppen von Nachbarn und Freunden, erbauten, sobald die Gruppen sich ein Wenig entwickelt hatten, eine kleine Kirche und schufen sich im kleinen Kreis eine politische Existenz. Verwandte Gruppen schlossen sich zusammen, — und so entstand die Gemeinde, die alle Gruppen umfaßte; jede besaß ihren gemeinsamen Graben und ihre gemeinsamen Felder. Aus diesen „städtischen Bauern“ gingen später Tischler und Schmiede hervor, die für den Bedarf der Gemeinde kaum ausreichten. Sie schufen die Ursanfänge der Kunst. Später hat auch mancher Uedlige um Aufnahme, legte die Waffen nieder und ergriff sie nur wieder, um die neuen Mitbürger zu schützen, die solchen Schutzes bedürftig waren, da sie fortwährend von den Nachbargemeinden und von Belagerern belästigt wurden. Dazu gesellten sich noch gefährlichere barbarische Eindringlinge. So entstanden aus Noth und Bedürfniß in kurzer Zeit kriegerische Eigenschaft. Aus den früheren Ackerbürgern und Kaufleuten wurden Krieger, die schließlich in dem Maße, wie sie an Macht gewannen, an Freiheit verloren.

Der Ursprung von Venedig ist eigentlich etwas anders, doch ist diese Abweichung mehr äußerlicher Art. Auch waren hier die ersten Bewohner nicht eigentliche Bauern, sondern Fischer, Salzhändler, Schiffer und Lotsen. Sie tauchten nicht in der Zeit der Feudalherrschaft, sondern schon etwas früher, in der Epoche des Barbareneinfalles, auf. Nicht Alle waren von Hause aus einfache Leute; es war ein Gemisch von Handwerkern und Vornehmen; aber Alle — auch die Patrizier und Reichen — wurden Fischer und Arbeiter. Auch hier fingen sie zuerst an, kleine Inseln zu bevölkern, die sie als ihre Welt betrachteten. Die einzelnen Inseln wurden bald durch Brücken mit einander verbunden; und so bildete sich die Gemeinde, bis sich auf der Insel Rialto die Kirche von San Marco erhob. Aus den einfachen Barkenfahrern wurden Lotsen, dann Seesleute und Kaufahrer, die zuerst an den Küsten entlang segelten und sich dann aufs hohe Meer hinauswagten. Trotz ihren friedlichen Sitten vertheidigten sie sich, von der Kraft des Patriotismus befeelt, gegen Gothen, Langobarden, Hunnen, Franken und Slaven. Von der Vertheidigung gingen sie zur Eroberung über und diese Thätigkeit schuf kriegerische Gewohnheiten, die schließlich ausarteten. Dennoch wurden einfache Fischer die Ahnen von Mocenigo, Tizian und Saluto.

Daß die bäuerische Herkunft kein Fehler, sondern eher dem Gedankenleben und der Kunst förderlich ist, dafür bieten uns die Vereinigten Staaten von Amerika noch bessere Beweise. Auch hier hält sich, wie in Florenz und bei den Buren, die Kultur zunächst auf sehr niedriger Stufe; doch die ursprünglichen Abenteurer entwickelten sich zu Kriegern und freien Menschen, als sie



aus ihrem Vaterlande vertrieben wurden, — genau wie die Buren durch die Einfälle in ihr Gebiet und die Verfolgungen, denen man sie aussetzte, sich entwickelten. Kulturmenschen, Kunst- und Industriefreunde lehnten auf einige Zeit zum Zustand des sozialen Halbbarbarismus zurück. Das erste Phänomen, das bei den Bewohnern des freien Landes sichtbar wurde, war die Rückkehr zur Kollektivarbeit des barbarischen Zeitalters. Die ersten Ansiedler Amerikas bebauten, wie die Florentiner, in ihren Dörfern die eng an einander grenzenden Acker gemeinsam. In Henrico brachte man die Erzeugnisse gemeinschaftlich in öffentlichen Speichern unter, aus denen jeder Einzelne seinen Bedarf decken konnte; erst im Jahre 1613 gab man jedem Ansiedler drei Morgen Landes, doch mußte er elf Monate für die Gemeinde arbeiten. In Plymouth wurde im Jahre 1610 von Kolonisten eine Vereinigung von Besitzern und Arbeitern gegründet, die alle sieben Jahre eine Vertheilung des aus Handel und Industrie stammenden Vermögens vornahm. Gleich nach der Landung wurden die Kolonisten, je nach ihren verschiedenen Bildungsgraden und ihrem Können, einzelnen Abtheilungen zugewiesen. Die Franzosen machten sich in den Weinbergen, die Engländer in den Wäldungen nützlich und das Land wurde in „Lots“ von 50 und 100 Morgen vertheilt. Später folgte auf die Kollektivgesellschaft die patriarchalische, wie man sie noch jetzt bei den Buren sieht; doch blieb die ursprüngliche Einrichtung daneben noch für einige Zeit bestehen, bis die vaterländische Gesetzgebung sie ungeeignet fand und deshalb an ihre Stelle eine andere setzte, die auch noch so manche Bestimmung der Urvölker aufwies. Die Ansiedler weigerten sich, Industrielle zu werden, weil das Land, das sie besaßen, ihnen mit seiner unermesslichen Fruchtbarkeit den denkbar größten Ertrag lieferte, ohne Kapital zu beanspruchen. In einzelnen Provinzen erntete man fast dreißig Jahre lang Getreide, ohne es gesät zu haben. Im Jahre 1731 ergaben der Reis und der Mais von Südkarolina selbst in weniger fruchtbaren Landstrichen den hundertfachen Ertrag der Saat; und auch im Nordwesten, bei schlechterem Boden, erzielte der Kolonist schon im ersten Jahr eine schöne Ernte von Flachß, Weizen und Kartoffeln. Doch dieser Erfolg hatte auch seine Schattenseiten: er führte zur Misachtung der industriellen Arbeit. Lange, schreibt Brougham, wurden Alle, die zunächst ein Amt erhalten oder eine Industrie einführen wollten, schließlich Ackerbürger. So stand ein Glaser, der mit großem Kapital und vielen anderen Handwerkern eingewandert war, schon am ersten Tage verlassen da, weil alle seine Leute Ackerbürger geworden waren. Als die Maschinenteknik in England und Deutschland sich bereits stark entwickelt hatte, kannte man in Amerika nur den Pflug in seiner plumpsten Form und in vielen Gegenden auch den nicht einmal. Die Frauen woben und spannen im siebenzehnten Jahrhundert so, wie man in Europa vierhun-

dert Jahre vorher gewebt und gesponnen hatte. Pennsylvania bezog noch nach 1700 alle Kleidungsstücke und das ganze Haushaltungsgewand aus England. Erst als der überaus fruchtbare Boden vollständig vertheilt war, suchte man seinen Ertrag durch Aussaat, durch Anwendung von Maschinen und Kapital zu vermehren. Nun begann die Industrie von Neuem ihr Werk, doch mit so primitiven Mitteln, daß die ersten Schiffe, die man in Georgia im Jahre 1740 baute, sich als ungenügend erwiesen. Es fehlte an einer Verbindung mit Virginia, an Verkehrsmitteln, bis die englischen Schiffe aus den am Ufer der Flüsse gelegenen Ansiedelungen die Produkte abholten; doch vergeblich bat man England, als Sammelpunkt für die Erzeugnisse Städte zu bilden. In seinen Annalen des Staates Virginia vom Jahr 1706 wirft Beverley den Einwohnern ihre Unduldsamkeit, Schroffheit und Wildheit vor, auch macht er ihnen ihr mangelndes Verständniß für das gesellige Leben zum Vorwurf. Und Virginia war an Fruchtbarkeit ein Paradies. Die Kultur stand auf niedrigster Stufe; die Ansiedler besaßen einige Bücher, die die Geschichte ihrer Verfolgung behandelten, und die Bibel.

Doch wie ein Feld, das lange Zeit brach lag, eine zehnfache Ernte ergiebt, so erwachte auch in den Vereinigten Staaten endlich die schläfrige Civilisation; und sie entwickelte sich nun schneller als in anderen Ländern. Jetzt besitzt der selbe Staat, der einst kaum ein paar brauchbare Boote herstellen konnte, riesige Schiffskolosse; wo es früher nur mit großer Mühe gelang, Wolle zu kragen, werden jetzt Produkte geliefert, die nach den entferntesten Punkten des Erdballs versandt werden; wo man nur die Bibel fand, giebt es jetzt Universitäten und Bibliotheken, auf die das wissenschaftliche Jahrhundert stolz sein kann. Gerade hier, konnte Henry George mit Recht sagen, feierte die Sache der Freiheit ihre höchsten Triumphe.

Auch Genf war vor dem siebzehnten Jahrhundert eine tote Stadt; auch hier war das gelesenste Buch die Bibel. Dann aber begann der Aufschwung und bald ward es ein Hort der politischen Kultur und der Freiheit.

Ähnliches haben wir bei den Buren gesehen. Sie haben das Stadium des freien Landes überwunden und sind beim patriarchalischen System angelangt. Gern will ich zugeben, daß sie den Eindruck von Barbaren machen; doch wie bei den Virginiern im siebzehnten und bei den Florentinern im elften Jahrhundert, ist ihr Barbarismus nicht unheilbar wie der der Neger und Beduinen; es ist vielmehr ein Pseudobarbarismus, der von den agrarischen Lebensbedingungen abhängt und verschwinden wird, sobald diese Bedingungen sich ändern. Auch ihre Civilisation wird sich so schnell entwickeln wie vor fünf Jahrhunderten die der Florentiner und vor einem Jahrhundert die amerikanische Kultur. Im Grunde besteht bei den Buren keine Oligarchie; im Gegentheil: alle eingeborenen Bürger haben das Wahl-

recht; das Mandat der Abgeordneten dauert nur vier Jahre und jeder Wähler hat das Recht, selbst gegen den Präsidenten Einspruch zu erheben. Nicht nur der Präsident, sondern auch die Richter und die Offiziere werden durch die Wahl bestimmt. Die kalvinistische Lehre wird streng beobachtet und es herrscht noch jener naive Glaubenseifer, der Großes zu vollbringen vermag, der San Marco und den Glockenthurm des Giotto, den Dom von Como, von Mailand, von Pavia geschaffen hat und der die Presbyterianer zum Siege führte, als sie, die Psalmen Davids singend, gegen den Feind marschirten. Die Religion der Buren ist, wenn sie auch in ihrer Leidenschaftlichkeit zu Uebertreibungen neigt, nicht unduldsam — die Katholiken werden bei der Besetzung der Aemter nicht ausgeschlossen — und sie bringt auch nicht solche kulturfeindlichen Exzesse hervor, wie sie die Engländer in Malta und Kanada dulden; hier versuchen sie nicht einmal, ihnen ein Ende zu machen, weil die Herrschaft der Jesuiten ihrem Interesse entspricht. Allerdings bürdem die Buren dem Fremden hohe Steuern auf; doch dafür überlassen sie ihm auch die Ausnutzung ihrer Bodenschätze. Und die Steuern können hoch sein, weil die Einnahmen ganz bedeutend sind; ein gewöhnlicher Arbeiter erhält in Johannesburg bis zu zwanzig Francs Tagelohn.

Die Buren sind Landwirth, Viehzüchter und Gutsbesitzer in großem Stil, wie viele große Farmer in Australien. Deshalb haben sie auch Zeit, der Ausbildung des Körpers die gehörige Pflege zu Theil werden zu lassen, und gerade in der Kriegskunst haben sie so große Vorzüge gezeigt, daß es ihnen gelang, ihre früheren „Herren“ zu besiegen. Man kann aber nur dann in der Taktik und in der Ballistik Erfolge erzielen, wenn man in der Mathematik eine lange und tüchtige Lehrzeit hinter sich hat. Ihre Erziehungsanstalten in Bladfontein sind denen des Caplandes weit überlegen und Transvaal, das in einem Vorort von London Platz hätte, giebt jährlich mehr als zwei Millionen Francs für Bildungszwecke aus. Sie halten noch Sklaven, wie es fast immer die Völker thun, die das Stadium des freien Landes erst eben überwunden haben und viele Hilfskräfte brauchen; doch der Glaubenseifer, der sie beseelt, hält sie davon ab, diese Sklaven schlecht zu behandeln. Auch ist ihnen der Genuß alkoholischer Getränke durch ihre Gesetze verboten. Das ist kein übles Zeichen von Kultur.

Krüger ist ultrakonservativ; und als Cecil Rhodes in einer Anwandlung von Großmuth die Gründung der Vereinigten Staaten von Afrika begünstigen wollte, war es gerade Krüger, der sich dagegen auflehnte, zum Theil, weil der Vorschlag von einem Engländer kam — man hat seitdem gesehen, wie berechtigt das Mißtrauen war —, zum Theil auch, weil man von dem alten Buren, der in seinem kleinen, geliebten Staate so viel zu erdulden gehabt hatte, nicht verlangen konnte, er solle sich mit dem Gedanken befreunden, sein

Land in einen großen afrikanischen Staatskörper aufgehen zu sehen. Der Partikularismus, der selbst in Deutschland und Italien noch nicht erloschen ist, siegte über den Patriotismus. Dem Transvaal fehlt die Verbindung mit dem Meer und es nimmt unter den Ländern der Capgegend die zweite oder dritte Stelle ein. Durch seine kriegerische Geschichte aber hat es Anspruch auf eine Vorzugsstellung erworben und man begreift, daß es nicht leicht zu bewegen ist, seine Eigenart zu opfern. Trotzdem wird es zur Gründung der Vereinigten Staaten von Afrika kommen. Und gerade die klimatischen Verschiedenheiten, die Unterschiede der Charaktere und der Bodenverhältnisse werden der Entwicklung einer großen Kultur günstig sein, der die unveränderliche Gleichheit aller bestimmenden Faktoren überall Schwierigkeiten bereitet. Der Holländer Kuyper hat ausgerechnet, daß die Buren holländisches, französisches, englisches und schottisches Blut, aber fast keinen Tropfen schwarzen Blutes in den Adern haben. Solche Mischung aus dem Blut der besten Nationen Europas läßt die Annahme zu, daß dieses auserlesene und erprobte, in einem durchaus nicht aufregenden Klima lebende Volk sich zu einem Centrum der Freiheit und höheren Kultur herausbilden wird.

Ich will nun nicht bestreiten, daß gerade England in seiner Verfassung und Geschichte ein herrliches Beispiel von Kultur und Freiheit bietet; doch ich muß auch sagen, daß es neuerdings Anderen — ich erinnere an Armenier und Griechen — nur leere, hohle Worte statt durchgreifender Hilfe bot. Dagegen drängte es Malta mit seinem stolzen, kalten Imperialismus die englische Sprache auf, unterstützte in Kanada die Unwissenheit der Priester, sah die entsetzliche Verarmung Indiens fählos an und lieferte damit den Beweis, daß es in seiner ungeheuren Selbstsucht und Unverschämtheit dem Romanen nah verwandt ist. Wenn England einsehen wollte, daß es seine Uebermacht nicht nur zur Förderung der Freiheit im Innern, sondern auch nach außen hin benutzen muß, wenn es einsehen wollte, daß es nicht nur für den Aufschwung seiner Industrie, sondern auch für das Aufblühen seiner alten Kolonien zu sorgen hat, dann würde ich dieses große Land gern preisen. Wenn es aber die Schwachen bedrückt und zu vernichten sucht: wodurch unterscheidet es sich dann noch von Rußland, das mit seiner gewaltigen Faust das treue Finland erwürgt, dem es Jahre lang die Freiheit versprach, und das die Polen zwingt, eine Sprache zu reden, die nicht die ihre ist? Und was hat die Freiheit und die Civilisation von einer britisch-imperialistischen Militärmacht zu erwarten?

Diese Arbeit war bereits geschrieben, als die Buren ihre ersten Niederlagen erlitten. Trotzdem fühle ich mich nicht veranlaßt, meine vorhin ausgesprochenen Ansichten zu ändern, sondern hege vielmehr die feste, unerschütterliche Ueberzeugung, daß die Macht der Freiheit erprobte, auserlesene Männer wie

die Buren zum Siege zu führen vermag, selbst wenn sie es mit einer vierzigfachen Uebermacht zu thun haben. Ja, selbst wenn England den Krieg noch ein oder zwei Jahre fortsetzen und durch seine zähe Ausdauer siegen sollte, würde ich sagen, daß die bescheidenen Buren die größten Helden unseres Jahrhunderts sind und den Märtyrerruhm in Anspruch nehmen dürfen, für die Freiheit gelitten zu haben. Und was wird die Folge sein? Wenn man nicht alle Buren, Mann für Mann, hinhordnet, wird in einigen Jahren ein neuer Krieg ausbrechen, der mit dem Siege des Burenvolkes enden wird. Denn sie sind an das Klima, das die Engländer schwer vertragen, gewöhnt und durch neue Verfolgungen und neue Zuchtwahl gestählt. Dann werden sich sämtliche Afrikaner ihnen anschließen. Um dieses Land in Abhängigkeit zu erhalten, müßte England eine stehende Garnison von mindestens 40 bis 50 000 Mann dorthin legen, deren Unterhaltung ungeheure Steuern verschlingen würde; um die nöthigen Steuern aufzubringen und die kleinen Aufstände, die sicher wären, zu unterdrücken, müßte es jede politische und bürgerliche Freiheit vernichten, die das Leben begehrenswerth erscheinen läßt. Dem England der Chamberlain und Rhodes wird der traurige afrikanische Krieg, selbst wenn er siegreich endet, verhängnißvoll werden. Es wird den Sieg zu Wasser und zu Lande künftig allen Siegen des Handels und des freien Austausches vorziehen und anbetend vor dem siegreichen Kriegsherrn niederfallen, der stets eine Gefahr für Verfassung und Freiheit ist. Es hat schon Milliarden für diesen Krieg ausgegeben und wird noch weitere Milliarden ausgeben müssen, um eine immer größere Armee zu unterhalten. Es wird die Unabhängigkeit der Kolonien, deren Bewohner zum Theil antimilitärisch sind, einschränken und — wie Venedig einst — alle möglichen Steuern einführen müssen, die man, wenn die Kriegsflamme schon erloschen ist, weiter erheben wird; es wird zu Kämpfen mit den sich dagegen auflehrenden Volkselementen kommen, neue Bedürfnisse werden sich geltend machen, der Einfluß des Militarismus wird wachsen und unersättlich neue Nahrung verlangen, um seine Macht zu vermehren. So wird es den blutigen Lorber höher schätzen als den in friedlicher Arbeit erworbenen und schließlich auch die Handelsfreiheit aufgeben müssen, die so lange sein Stolz war.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika erscheint der Imperialismus als eine Frauenlaune, die bald schwinden wird, weil sie nicht in das Herz des Landes bringt; die liberalen Parteien sind dort stark genug, um rechtzeitig Halt gebieten zu können. Dem imperialistischen Wahn der Engländer steht keine starke liberale Partei gegenüber und ihr monarchisches und oligarchisches Regierungssystem stützt und fördert jede kriegerische Expansionspolitik. Der Imperialismus wird England schwächen, während die neuen Vereinigten Staaten von Afrika sich — wie in Amerika — auf die Freiheit der Bürger gründen und das Prestige der Briten als Hüter der Freiheit verdunkeln werden.

## Multatuli.

Niemand klagt heute, daß die Deutschen ihre literarischen Talente verkümmern lassen. Im Gegentheil: am Liebsten möchten sie aus ihren zahmen literarischen Hausthieren Löwen an Genialität machen. Niemals ist so sehr das Bedürfnis nach dichterischen Talenten im deutschen Publikum lebendig gewesen wie gerade jetzt. Es herrscht ein förmlicher Entdeckerwahnsinn. So und so viele Freie Bühnen wurden gegründet, nur die freien Bühnendichter lassen auf sich warten; und Versuchsgesellschaften spritzen üppig aus dem Boden, aber von neuen Versuchern hört man wenig. Weil die großen Originale, die Genies, fehlen, werden die Kleinen, die Effektier, die anständig Dichtenden, die regelmäßig produzierenden mittleren Geister um so liebevoller gepflegt. . . Kein talentirter Gymnasiast, der nicht morgen schon seinen „Entdecker“ fände. So wird allmählich eine Literatur heraufgezögelt, die ungenial ist, von allen möglichen fremden Genies Dies und Das borgt und nur Eins vor der entsetzlich öden Periode der siebziger Jahre voraus hat, daß sie mit artistisch feineren Mitteln arbeitet. Heute wie damals herrscht zum größten Theil Mangel an jeder Ursprünglichkeit, Fehlen aller inneren Dichternothwendigkeiten; aber, wo früher die vollkommen kulturlose Talentlosigkeit herrschte, da nimmt jetzt die kultivirte, belebte, künstlerisch gebildete Talentlosigkeit ihren Platz ein. Billiger Weise darf man nicht mehr verlangen. . . .

Verlangen? Nein. Aber welch anderes, grandioses Schauspiel, wenn ein ursprüngliches Talent, nicht ein mühsam am Spalier gezogenes Talentchen, in die Oeffentlichkeit tritt, ein von innerer Bewegung Getriebener, ein wirkliches Genie. Solche Vergleiche drängen sich auf, wenn man das Buch „Multatuli“ zur Hand nimmt, das sein deutscher Uebersetzer und Biograph im vorigen Winter herausgegeben hat.\*)

Multatuli (im Leben: Eduard Douma's Deffer) wurde im Jahre 1820 in Amsterdam geboren. Im Jahre 1860 veröffentlichte er sein erstes Buch, den Roman „May Havelaar“. Ein Autor, der in seinem vierzigsten Lebensjahre in die Oeffentlichkeit trat! Das verbürgte allein schon, daß man es hier mit keinem von Ehrgeiz getriebenen Literaten, mit keinem dieser freisirten Kulturtalente zu thun hatte, die uns ein Ragout durcheinander gewürfelter Eklektizismen als neues Gericht vorsehen. Wer so spät zur Literatur kommt, Der muß dort Etwas zu suchen haben. Multatuli wartete nicht — wie so viele Andere — vor der Eingangspforte zur Literatur, auf den günstigen Moment lauernd, wo man geschickt über die Schwelle huschen kann. . . .

\*) Wilhelm Spohr. Multatuli. J. C. C. Brun's Verlag, Minden i. W. 1899.

Erhitzt und glühend eilte er daher, schlug die Thür weit auf und war da! Der Abgeordnete Van Hoorell sagte über „Max Havelaar“: „Dieses Buch ließ ein Schaudern durch das Land gehen“. Im Nu war die Auflage vergriffen. Der Autor, ein beschäftigungsloser, entlassener Kolonialbeamter, war mit einem Schlag eine Macht im öffentlichen Leben Hollands geworden. Der unscheinbare arme Teufel entpuppte sich plötzlich als das moralische Genie Hollands. . . Ich halte diesen Roman durchaus nicht für das bedeutendste Werk Mullatulus, jedoch als erste Manifestation muß es unerhört gewirkt haben. „Max Havelaar“ oder „Die Kaffee-Auktionen der Niederländischen Handelsgesellschaft“, die Geschichte Edwards Douwes Delfer selbst, ist in einem Enthusiasmus geschrieben, der zu groß ist, als daß er ganz bewußt sein konnte, und, literarisch genommen, von einer instinktiven technischen Genialität. Der Kaffee-Auktionator Droogstoppel in Batavia (Firma: Lest & Co.) begegnet eines Tages in einer Wasse, die etwas anrühlig ist, einem alten Bekannten, der keinen Ueberzieher, sondern nur einen dicken Shawl trägt. Als Herr Droogstoppel am nächsten Tage von der Börse kommt, findet er in seinem Kontor einen Brief mit vielen Schriftstücken. Der Shawlmann — so nennt ihn Droogstoppel immer, denn seine Aufgabe sei es nicht, die Leute berühmt zu machen — bittet ihn darin, die Bürgschaft für die Druckkosten eines Werkes, wenigstens des ersten Bogens, zu übernehmen. Unter den beigeflossenen Manuskripten findet Droogstoppel eins, das ihn begeistert, denn es heißt: „Bericht über die Kaffeekultur in der Residentenschaft Menado“. „Mein Herz ging auf“, berichtet Droogstoppel, „weil ich Makler in Kaffee bin — Lauriergracht Nummer Siebenunddreißig —, und Menado ist eine gute Marke.“ Vielleicht ließe sich der Shawlmann im Kontor verwenden? Jedenfalls brachte ihn das Alles auf einen Gedanken: ein Buch über den Kaffee müßte für den Kaffeehandel von großem Nutzen sein! Ernst Stern, der Sohn der Kaffee-firma Ludwig Stern in Hamburg, den er in der Spekulation, die Firma als Kunde zu gewinnen, in sein Handelshaus aufgenommen hatte, soll ihm helfen. Stern hat ohnedies, wie alle Deutschen, „so einen kleinen literarischen Tick.“ Droogstoppels Tochter Marie soll die Reinschrift besorgen. In der Waschwoche will man Geduld mit ihr haben. . . Das Alles erzählt Droogstoppel selbst in den ersten vier Kapiteln des Buches. Nun kommt die Reihe an Stern, der die nächsten Kapitel schreibt. Das Buch, in diesen ersten Kapiteln trocken, solide, nüchtern wie Herr Droogstoppel selbst, wird jetzt glühend, feurig, lebenswarm wie der junge Stern aus Hamburg. In Sterns erstem Kapitel tritt sofort Luise Rosemeyer auf, Tochter der gleichnamigen Zuckerrfirma: Luise, die Stern, der Enthusiast, so gern küßt. Alle Personen in diesen Kapiteln schwärmen aber mit der ganzen Jugendliebe, die ihnen ihr Autor leiht, für. . . Max Havelaar, den neuen Vice-Residenten von Lebak. Und

nun beginnt die Wiedergabe von Havelaars Schicksal, der bei seiner Ankunft in Lebat den Schwur that, die eingeborene Bevölkerung vor Mißhandlung und Erpressung zu schützen. Im neunten und zehnten Abschnitt kommt wieder Droogstoppel zu Wort. Er ist mit Sterns Arbeit unzufrieden. Stern tröstet ihn; zum Schluß läuft ohnehin Alles auf Kaffee, Kaffee und nichts als Kaffee hinaus. Uebrigens muß ihn Droogstoppel gewähren lassen, weil er die Firma Ludwig Stern in Hamburg nicht an seine Konkurrenten Buffelind & Watermann verlieren will. Um uns für Sterns „geschmacklose“ Ueberschwänglichkeiten zu entschädigen, berichtet er von einer Predigt des Pastors Havelaar über das Thema: „Die Liebe Gottes, sichtbar in seinem Zorn gegen Ungläubige“. Mit größter Entrüstung empört sich der Prediger gegen die Gottlosigkeit der Heiden, die „da brennen und nicht vergehen, denn ewig ist ihre Strafe“. Einer jungen Frau wird bei dieser flammenden Schilderung übel. Der versöhnende Akkord im Sermon fehlt nicht: der Niederländer bringt den Heiden die Erlösung, den Glauben. Durch Arbeit soll der Javane zu Gott gebracht werden! . . . Auch über Luise Rosemeyer macht Droogstoppel einige Bemerkungen, selbstverständlich mehr pädagogischer Art. Im ersten Kapitel kommt Stern wieder zu Wort; und damit tritt die Gestalt seiner Begeisterung, seiner gespanntesten Aufmerksamkeit, Nag Havelaar, in den Vordergrund. Die ganze innere Zerkissenheit der holländischen Kolonialherrschaft wird entblößt. Ein mattes und verschlafenes Regime, dabei aber werden die ungeheuersten Unmenschlichkeiten an den Javanern verübt; zwar nicht direkt — dafür sind Europäer zu christlich —, aber indirekt ausgeübte Vercraubung und Negelung. Beamte, die sich dagegen sträuben, werden vergiftet oder, wenn Das nicht gelingt, ihrer Posten enthoben; das Raubsystem ist von oben her organisiert. Es kommt so weit, daß auch Havelaar genöthigt wird, sein Entlassungsgesuch zu überreichen. Er muß zurück ins Mutterland. „Havelaar irrte arm, verlassen umher. Er suchte . . .“

Sterns Berichte sind zu Ende, nicht das Buch. Das letzte Wort hat Multatuli selbst: „Genug, mein guter Stern! Ich, Multatuli, nehme die Feder auf! Du bist nicht berufen, Havelaars Lebensgeschichte zu schreiben. Ich habe Dich ins Leben gerufen. Ich ließ Dich von Hamburg kommen, ich ließ Dich Luise Rosemeyer lassen . . . Es ist genug, Stern, Du kannst gehen . . . Ja, ich, Multatuli, ‚der ich viel getragen habe‘, nehme die Feder auf . . . Rettung und Hilfe habe ich gelobt, ich, Multatuli, auf gesetzlichem Wege, wenn es sein kann . . . auf dem rechtmäßigen Wege der Gewalt, wenn es sein muß . . . Und Das würde sehr nachtheilig wirken auf die Kaffee-Auktionen der Niederländischen Handelsgesellschaft! . . . Dir widme ich mein Buch, Wilhelm dem Dritten, König, Großherzog, Fürst, mehr als Fürst, Großherzog und König, Kaiser des prächtigen Reiches, das sich da schlingt um den Aequator wie ein Gürtel von Smaragd!“



Der Lärm, den das Buch verursachte, war ein leerer. Allmählich gewahrte Muktatuli, wie Holland auf sein Buch antwortete. Er spie vor diesen Lesern mit den Worten aus: „Publikum, ich verachte Dich mit großer Innigkeit.“ Aber weil es noch immer verhegelte Doktrinaire giebt, die meinen, gerade der Widerstand der stumpfen Welt stärke den Dichter, so sei hier ein anderes Geständniß Muktatulis hinzugefügt: „Berachtung des Publikums ist eine der Hauptursachen meiner Gelähmtheit. Ich spreche wie zu einem Tauben.“

Am „*Marx Havelaar*“ ist für uns posthume und nicht holländische Leser das Pamphlet, trotz den Makartfarben der Darstellung, von geringerm Interesse. Die allzu grellen Farben verblasen am Leichtesten. Für den modernen Leser ist der „*Havelaar*“ als Pamphlet nur noch ein Beweis der moralischen Lungenkraft Muktatulis, seiner ethischen Agitationskraft. . . So fesssam sind die Schicksale eines Werkes! Die Einkleidung des „*Marx Havelaar*“, die dem Dichter selbst am Wenigsten am Herzen lag, wird für den ästhetisch gebildeten Leser das der Bewunderung Würdigste des Buches. Die Steigerung in der Darstellung — Droogstoppel — Stern — Muktatuli — zeigt uns die stärkste Technik des Genres. Dabei hat sie nichts Konstruirtes, nichts kalt Gemachtes; sie erhärtet in ihrer umsichtigen Gruppierung der Gestalten ein späteres ästhetisches Bekenntniß Muktatulis: „Dichter erschaffen nicht, sie ordnen neu.“ Muktatuli hat nie nach den Darstellungsformen gesucht. Diese Formen sind ihm vielmehr, wie jedem Dichter, von selbst zugefallen. Jeder Inhalt verlangt seine organisch nothwendige Form. „Suchet des Inhaltes Herr zu werden“, schrieb Muktatuli, „die Form wird sich von selbst finden.“ Dadurch, daß der Dichter sein Thema durchdringt, gewinnt er die Form.

„*Marx Havelaar*“ wäre, wie jedes Pathos der Deffentlichkeit an sich, bei Alledem vielleicht noch kein Beweis für die moralische Genialität des Dichters. Aber daß ihm jedes Milieu, nicht nur das javanische, zum moralischen Problem wurde, ist gewiß ein überzeugender Beweis. Er reist in Europa. Auf einem Bahnhof bemerkt er eine Familie von österreichischen Musikanten, die in ihre Heimath wollen. Ein Mädchen hält einige Münzen in der einen Hand, in der anderen einen Thaler, von dem sie sich aus irgend einem besonderen Grunde offenbar nicht gern trennen möchte. Muktatuli bemerkt es und giebt ihr einen anderen Thaler: das Fahrgeld ist komplet. . . Dann steigt er rasch in den Zug. Kurz vor Abgang des Zuges stürzen die Musikanten herein, küssen ihn, verschwinden. . . Weinend wehrt Muktatuli ab. Es läutete, piff und er war allein. Diese Menschen waren ihm theuer geworden. . . „Sind Das Ihre Verwandten, Herr?“ So fragt ein Reisender, der in der anderen Ecke des Coupés sitzt. „Ja, mein Herr“, antwortet Muktatuli, „Das ist meine Familie!“ . . . Dieses Gefühl des Zusammenhanges mit allem Lebendigen, diese Verwandtschaft mit allem Menschlichen ist Mus-

tatulis innerste Kraft. Ganz ähnlich der eben erzählten Episode ist eine Szene aus seiner liebenswürdigsten Dichtung: „Seerkrankheit“. Ein Herr, den er bald einen Engländer, bald einen Deutschen, bald einen Schweden nennt, geht auf Deck spazieren. Es ist ein kalter Tag. Die Frau des französischen Kapitäns kommt ihm entgegen, ihr Baby säugend. „Comment, madame, du temps, qu'il fait“, sagt der „irische Schwede“; und er bedeckt die nackte Brust mit seinem Reifeseid. „Die Frau sah verdußt auf. Der Kapitän hatte noch keine Zeit gehabt, ihr zu sagen, daß die Vertraulichkeit des Fremden etwas Eigenartiges sei, daß man ihm nachsehen müsse, à quelqu'un qui vient de si loin. Ce sont peut-être les mœurs de son pays“ . . . De son pays, verstand der Fremde und das Wort klang ihm bitter! Diese Allmenschlichkeit, dieser innere Kontakt mit allem Lebendigen macht Multatuli zum Dichter. Es giebt Etwas, das im Wörterbuch von Douves Deller nicht zu finden ist, es ist das Wort: Konvention. Zu keinem lebendigen Wesen hatte er konventionelle — Das heißt: erstarrte — Beziehungen. Jedes Verhältniß zu Andern war ihm ein lebendiges. Deshalb duldete er auch nichts Unlebendiges oder gar Mechanisches an sich. „Es giebt Dichter, die Verse machen!“ So äußert er einmal; und sein ganzer Gegensatz zu den Handwerkern der Dichtkunst, den Formenschleifern und Reimschmieden, liegt in diesem verwunderten Ausruf. Er, der wußte, daß man nur in Folge einer außergewöhnlichen Menschlichkeit ein Dichter sein kann, hat alle Arten von dichterischen Spekulantem mit wenigen Worten von sich abgethan. Der Geschicklichkeit, mit der sich die dichterische Mittelmäßigkeit ins Historische, in die Renaissance, ins Altgermanische, ins Indische vertriecht, ist es gut, Multatulis Axiom entgegenzuhalten: „Jemand, der vorgiebt, er könne auf dem Gebiet der Kunst Etwas leisten, muß sich nicht damit aufhalten, nach Quellen zu suchen. Eine tüchtige Amme saugt nicht, sie säugt!“ Wie viele gebrochliche Größen, verkehrte Volksausgaben nach Nietzsche und Emerson, werden durch einen solchen Hammerschlag zertrümmert wie: „Propheten machten Schule, aber keine Prophetenschule brachte Seher hervor.“ Diese Sätze sind Multatulis „Ideen“ entnommen, einem Werk in sieben Bänden. Es enthält nach des Dichters eigenen Angaben „Alles: Berichte, Erzählungen, einen Roman, ein Drama, Weissagungen, Erinnerungen, Mittheilungen, Paradoxe.“ Während er die Lieferungen dieses Werkes in die Welt sandte, litt er Noth, wohnte in einer Dachkammer und wurde von Verlegern betrogen . . . Dabei machte er in seinem privaten Leben die außergewöhnlichsten seltsamen Experimente durch, über die nach Erscheinen seiner „Minnebriefen“ zu reden sein wird. Die letzte Zeit seines Lebens verbrachte Multatuli sorgenfreier. Er hatte ein kleines Häuschen in Deutschland am Rhein geschenkt bekommen; da ist er auch gestorben. Er war der ursprünglichste Dichter dieses Jahrhunderts. Seine Werke kommen un-

mittelbar aus der Seele; meistens fehlt ihnen jede Abkühlung durch technisch-künstlerische Reflexionen. Sein Hauptwerk „Ideen“ nannte er bezeichnend „Die Times seiner Seele“. In einem seiner Briefe heißt es: „Schreiben, Das heißt: Abdruck nehmen von seiner Seele.“ Er konnte auf künstlerische Reflexionen verzichten, denn seine Seele war uner schöp flich.

Wien.

Stefan Großmann.



## Von zwei Seiten.

**M**epino war ein frommer Bauer;  
 Und jeden Morgen sah man ihn  
 In tiefer Andacht heil'gem Schauer  
 In seiner Kirche betend knien.

Ein Stück vom Himmel für ihn war,  
 Wie ihn gelehrt der gute Frate,  
 Der reich geschmückte Hochaltar  
 In seinem bunten Flitterstaate.  
 Und wenn das Gnadenbild gelacht  
 Bei all der Kerzen hellem Schein,  
 Da hat voll Sehnsucht er gedacht:  
 Wie schön mag wohl der Himmel sein!

Da eines Tags in Prozession  
 Naht eine große Volksmenge,  
 Geführt vom Bischof in Person,  
 Und plötzlich gabs ein wild Gedränge.  
 In Eile kam der Sakristan,  
 Und voller Eifer — kaum zu loben —  
 Hat er den frommen Bauersmann  
 Schnell hinter den Altar geschoben.

O weh! Was Dem so hoch und hehr,  
 Von vorn erhaben schien noch kaum,  
 Von hinten war es lahl und leer:  
 Ein öder, dunkler, kalter Raum!

Nachdenklich schlich er sich nach Haus:  
 So ist es mit den Herrlichkeiten?  
 So schaut das Ding von hinten aus?  
 Hat gar der Himmel auch . . . zwei Seiten?

Dresden.

W. R. Schenk.



## Der Papagei.

„Ich begreife nicht, wie Du hier wohnen bleiben kannst. Den ganzen Tag über bis tief in die Nacht hinein das Geräusch der Eisenbahn, das gellende Pfeifen der Lokomotiven . . . Kommst Du denn da überhaupt zum Arbeiten?“

„Man gewöhnt sich daran . . .“

„Du spürst schließlich nichts mehr — vor Ermüdung, Abstumpfung, aber Deine Nerven . . . Habt Ihr etwa auch kleine Kinder in der Familie? . . . Was schreit denn nebenan so jämmerlich? Ein Neugeborenes?“

„Nein, der Papagei meiner Wirthsleute. Uebrigens hat er auch sanftere Töne in der Kehle. Paß mal auf, jetzt wird er gleich singen . . . da . . . ‚Ich hatt' einen Kameraden‘ . . .“

„Und die alte heisere Bassstimme, die ihm den Kameraden unaufhörlich vorgröhl?“

„Mein Wirth, ein alter Postschaffner.“

„Der Papagei kommt ja aber über das Wort Kameraden nicht hinaus . . . bleibt er immer an der Stelle stecken . . . eine gebrochene Seele . . .?“

„Weiter kann er's bis jetzt noch nicht, aber ich denke, so über ein Jahr, da wird er's wohl können.“

„Und so lange willst Du hier noch aushalten? Bist Du wahnsinnig? Draußen von morgens sieben bis um Mitternacht die Eisenbahn, drin der Papagei, der auch von morgens sieben . . .“

„Bitte, seht!“

„Gut für Dich! Also von morgens sechs bis zur sinkenden Sonne den Kameraden kreischt . . . wenn Du Das verträgst: ich nicht. Ich bin schon von den zehn Minuten, die ich bei Dir war, krank; ich muß hinaus in die frische Luft. Adieu!“

„Bleib doch noch einen Augenblick, ich will Dir auch Alles erzählen. Wie es kommt, daß ich hier immer noch bin, warum ich . . . Mein Gott, ich bin krank, meine Nerven sind zerrieben, mein Magen ist schlecht und der Geist schlaff. Siehst Du hier an den Schläfen das graue Haar? Das Alter, bei meinen Jahren! Und doch . . . eine geheimnißvolle Macht fesselt mich an dieses Zimmer. Weißt Du, wer diese Macht ist? Nein? Ich glaube Dir, Du kommst nicht darauf. Jener Papagei in der Wohnstube, den ich wie die Pest hasse und dennoch manchmal lieben muß —“

„Du wirkst mir unheimlich. Sollte . . .?“

„Nein, Du brauchst nicht entsetzt von mir fortzutreten, ich bin nicht verückt, ich bin ganz bei Sinnen . . . Den ich lieben muß, dabei bleibe ich: muß . . . Begreifst Du? Und darum . . . doch Du verstehst mich nicht. Höre mich an!“

Du weißt, daß ich vor fünf Jahren hier einzog. Es war am ersten September. Am nächsten Morgen saß ich am Schreibtisch und begann meine Doktorarbeit über den göttlichen Oweus. Ich hatte das Zimmer von einem Bekannten, einem Klavierspieler, übernommen. Er beruhigte mich über den Lärm der Eisenbahn vollständig durch den Hinweis auf die sieben Jahre, die er darin zugebracht habe. Er sah dick und gesund aus, seine Nerven hatten durch den Skandal nicht gelitten — warum sollte ich denn gerade ein Schwächling sein! Also, ich schloß mit der Wirthin ab für ein halbes Jahr. Dann machte ich mein Examen und konnte mir eine Wohnung wählen, die mir wirklich gefiel. Der Klavierspieler hatte nicht

gelogen, er hörte die Eisenbahn nicht, weil er sie durch sein Pauken übertönte, aber ich. . . Da sah ich nun an dem Bureau und konnte keinen vernünftigen Gedanken fassen. Ich war verzweifelt. Meine Wirthin tröstete mich damit, daß der Herr Klavierspieler sich auch daran gewöhnt habe. Ich sollte nur ein Bißchen Geduld haben, es würde schon gehen. Und es ging, mußte gehen. Ich zwang mich dazu, — und in den ersten Januartagen war meine Arbeit fertig. Ich athmete auf. Nun kam das Einpauken für das Mündliche und ich verfügte wieder über etwas freie Zeit. Ich nahm meine Spaziergänge durch die Potsdamerstraße wieder auf. . . Das war mein Verderben. Eines Abends treffe ich einen Freund, der eine sehr elegante Dame am Arme führt. Er stellt sie mir vor, seine Freundin, die Vili. Wir gehen zusammen in ein Café, plaudern sehr nett mit einander und trennen uns dann mit dem Versprechen, am nächsten Tage einen kleinen Ausflug zu unternehmen. Was brauche ich Dir Das weiter auszumalen? Das Ende kannst Du Dir denken. . . Eines Nachmittags lud ich sie zum Punsch — Das war ihr Lieblingsgetränk — auf mein Zimmer. Sie kam sehr pünktlich, genirte sich anfangs ein Wenig und fiel mir dann mit einer himmlischen Ungezwungenheit, die mich an ihr wahnsinnig machte, plötzlich um den Hals. Seit der Zeit ging kein Tag vorüber, wo sie nicht zu mir herausschlüpfte. Wir waren sehr glücklich. Ich konnte noch mal so gut arbeiten in dem Gedanken, daß Vili zur bestimmten Stunde mich besuchen würde. Kaum hatte die Uhr nebenan Sechs geschlagen, so klingelte es in gewissen Abständen: ich wußte dann Bescheid, sprang vom Tisch an die Thür und öffnete. Da war es mir — ich werde nicht sentimental, liebster Freund —, als träte der Frühling ein, der Frühling mit lauen Winden und dem Tirili der Vögel. Sie immer heiter und sonnig, frohe Lieder auf den Lippen. Wir schwürten uns, stets zusammenzubleiben und uns lieb zu haben. Damals meinte sie es, glaube ich, auch aufrichtig. Nur manchmal, wenn sie so still wurde und vor sich hinträumte, ahnte ich, daß es nicht ewig so bleiben könnte. Dann sprang sie plötzlich auf, drehte sich grazios auf den Hacken wie im Tanze herum und sang einen Walzer, dessen Refrain ich niemals vergessen werde. Ich höre immer noch ihr: „Den Herzen aller schönen Frau'n darf man nicht allzu sehr vertrau'n“. Und der Papagei meiner Wirthsleute fand auch Gefallen an der einschmeichelnden Weise und versuchte, ein paar Notizen davon zu behalten. Das machte Vili unendliches Vergnügen. Täglich sang sie den Walzer mit ihrer hellen, klaren Stimme, unermüdblich wiederholte sie die Melodie und ruhte nicht eher, als bis das gelehrige Thier fünf Takte sicher hinter einander auswendig konnte. Dann brach sie in ein lautes Gelächter aus, das ihr der aufmerksame Schüler nachmachte und seitdem nicht mehr vergaß. Es war eine lustige Gesangsstunde. Eines Tages, es war in den letzten Tagen des April, blieb Vili aus. Am nächsten Nachmittag kam sie wieder und bat mich unter Thränen um Entschuldigung. Ich wußte, daß es vorbei war. Mit dem Wehen der Frühlingswinde erwachte ihre Zugvogelnatur wieder; den Winter hatte sie bei mir verträumt und nun duldete es sie nicht länger in Berlin, das sie eigentlich haßte. Sie wollte fort. Wohin: Das überließ sie dem Schicksal. Wir trennten uns. . .

Ich stürzte mich in die Arbeit, um zu vergessen. Aber der erste Nachmittag — Das kannst Du Dir vorstellen — war für mich furchtbar. Ich durfte nicht daran denken, daß es um sechs Uhr nicht mehr klingeln würde. . . Plötzlich fing

der Papagei an zu singen: „Den Herzen aller schönen Frau'n darf man nicht allzu sehr vertrau'n“, dann hielt er inne und brach in ein Gelächter aus, in Lillis Gelächter. Mir stand fast das Herz still. Und Das machte er jeden Nachmittag. Und ich . . . blieb wohnen, obwohl ich bereits mein Examen hinter mir und nichts mehr hier oben zu suchen hatte. Meine Wirthin ahnte nicht, wer mich an das geräuschvolle Zimmer fesselte; sie wars zufrieden, daß sie die Sommermonate hindurch vermietete. Endlich kamen sie doch dahinter. Das geschah, als ich im Herbst nun doch kündigen wollte. Am Fünfzehnten, morgens, trat ich in das Zimmer, in dem die Wirthsleute schliefen, um mir den Kaffee zu bestellen. Einen Augenblick blieb ich verlegen an der Thür stehen, dann sagte ich schüchtern: „Liebe Frau, am nächsten Ersten . . .“, da unterbrach mich der Papagei . . .; er sang triumphirend: „Den Herzen aller schönen Frau'n darf man nicht allzu sehr vertrau'n“; hier stupte er, besann sich und lachte plötzlich laut auf. Ich drehte mich um und sprach meinen Satz nicht zu Ende. Hätte die Kanaille nicht gerade in dem Augenblick gesungen, ich glaube, ich wäre schon längst hier heraus. So aber blieb ich wieder einen Monat. Meine Wirthin aber hatte mir angemerkt, an wen ich bei der Melodie dachte, ein grinsendes Nähneln war ihr über das gefaltete Gesicht gelaufen, — jetzt kam ich nicht mehr aus ihren Händen.

Am nächsten Fünfzehnten wiederholte sich die selbe Szene; und so geht es nun schon fünf Jahre; immer, wenn ich die Kündigung aussprechen will, unterbricht mich der Papagei und . . . ich schweige. Manchmal, wenn er noch etwas verschlafen ist, ermuntern ihn die Wirthsleute durch Zurufe: „Sing doch, Papagen, sing“, — und Papagen singt. Er ist mir, als hätte ich mich unglücklich verheirathet und könnte nicht los. . . Ich habe mich verplempert, mein Freund, und Das um eine Erinnerung, um eine ganz schwache Erinnerung. Was versprach ich einst zu der Zeit, als ich mein Doctorexamen glänzend bestand! Die Welt lag mir zu Füßen . . . ich brauchte ihr nur den Nacken zu brechen. Ich that es nicht, konnte es nicht. Hier oben soll ich Etwas schaffen? Mein Gott, ich bin froh, daß ich das tägliche Brod mir zusammenschreibe! Kein Aufschwung, kein Flug zu der Sonne. . . Ich krieche mit anderen Hunderttausenden auf der platten Erde. Meine Eltern zürnen mir, meine Bekannten meiden mich; sie halten mich für einen Sonderling. Ich falle ab. . . Du sahst vorhin mein graues Haar. Und kein Mittel giebt es, aus den Fesseln herauszukommen. . . Hier siehe ich langsam hin . . .“

„Du thust mir leid. Aber mal wird der Papagei doch das Zeitliche segnen.“

„Bei dem Alter, das die Thiere erreichen? Neulich las ich in einer Naturgeschichte, daß Papageien hundertfünfzig Jahr alt werden. Mein Himmel, bis dahin . . .“

„Ich bebauere Dich. Aber . . . bringe ihn um, vergifte ihn und Du bist frei!“

„Dann singt er ja aber nicht mehr . . . und ich kann nicht ohne jene Melodie leben.“

„Du bist wahnsinnig!“

„Vielleicht. Doch was thust? Meine Existenz ist vernichtet, ich bleibe hier und krieche weiter. . . In der letzten Zeit habe ich aber merkwürdige Gedanken. Ich spiele mit einer Idee. Vorläufig ist sie mir noch fern, aber . . . Wie wäre es, da der Papagei nicht stirbt, wenn ich mich tödtete?“

## Selbstanzeigen.

**Ausgewählte Essais von Montaigne.** Deutsch von Emil Kühn. Straßburg. J. F. Ed. Feig.

Montaigne ist der Erste, der die Kunstgattung des Essai angewendet hat. Seitdem ist sie häufig geworden, in unserem Jahrhundert namentlich, und nicht bloß in Frankreich, sondern auch in anderen Ländern; in England zum Beispiel hat sie in Macaulay einen besonders bedeutenden Vertreter gefunden. Aber der moderne Essai ist etwas ganz Anderes, als was sein Erfinder damit meinte. Der moderne Essai verhält sich auf wissenschaftlichem und schöngeistigem Gebiet zu dem Buche etwa so wie auf dem ihrigen die Novelle zum Roman oder die Ballade zum Heldengedicht, als ein Nehnliches in kleinerem Rahmen zu dem größer Ausgeführten; Montaigne dagegen hat seine Aufsätze Essais genannt, weil er zwar den inneren Drang fühlte, seinen Gedanken dauernden Ausdruck zu geben, zu schreiben, es zu versuchen, sich jedoch für unfähig hielt, ein kunstmäßiges Buch zu Stande zu bringen. Er meinte Das aufrichtig, wie er überhaupt ein durchaus wahrhaftiger Mensch war; aber Gegner, die geneigt sein sollten, aus diesem Bekenntniß Kapital zu schlagen, haben zu bedenken, daß Montaigne den höchsten Maßstab anlegte. Er hatte Leute wie Plato und Xenophon im Auge, nicht aber Zeitgenossen wie den Bielschreiber Pietro Aretino, dessen Bezeichnung als göttlich ihm beim Gedanken an Plato wie Frevel erschien. Ein Irrthum freilich war die Selbstverkleinerung Montaignes dennoch, denn er ist unter den Schriftstellern ein Meister. Daß er fast in jedem seiner Aufsätze verkündet, wie wenig der Mensch wisse, daß er gar nichts recht wisse, hat ihm bei Denen, die „Alles reduciren und gehörig klassifiziren“, zur Einreihung in die Zunft der Zweifler (Skeptiker) verholfen. Durch diesen Makel haben sie ihm seinen Spott vergolten; und daß er am Liebsten sich selbst als Beispiel der menschlichen Unwissenheit hinstellt, haben sie benutzt, um ihm den Makel der Oberflächlichkeit anzuhängen. Da er ferner unbefangenen Alles bespricht und geradezu benennt, ohne *salva venia*, die Erscheinungen des Geschlechtslebens zum Beispiel, und er als Edelmann, der die „große Welt“ gesehen hat, seine Beispiele gern daraus entnimmt, so muß er weltmännisch gesinnt sein; und nun ist, nicht bloß fürs Konversationslexikon, der oberflächliche, skeptisch-weltmännische Philosoph fertig. In Wirklichkeit jedoch ist Montaigne ein *homo sui generis*, der sich in keine Philosophenschule einzwängen läßt. Und insbesondere ist er kein Skeptiker, sondern ein überzeugter Christ. Wenn es bei ihm so oft heißt: Was ist Wahrheit? so meint er Das nicht im Sinne von Pontius Pilatus, sondern in dem des Apostels, der gesagt hat: Unser Wissen ist Stückerf; und auch für ihn ist das höchste Leben des Menschen in Glauben, Liebe und Hoffnung beschlossen. Eben so ungerechtfertigt ist der Vorwurf der Oberflächlichkeit. Er ist ein ernster und tiefer Forscher, nur äußern sich bei ihm Ernst und Tiefe anders als bei den meisten Philosophen — muß denn die Weisheit immer Runzeln haben? —; sein Objekt selbst, die Menschenseele, hat kaum eine Falte, in die nicht sein Blick eingebrungen

wäre. Daß er alle Seiten des Menschenlebens, das volle Gesicht unserer Mutter Natur, betrachtet und ohne Bitterkeit mit Namen benannt hat, mag der Verbreitung seiner Schriften schaden (la mère en défendra la lecture à sa fille), aber bei ernstern Männern ist das Absehen von jeder Schminke eine Empfehlung; Montaignes Absicht war rein; und puro omnia pura.

Montaigne war Katholik und hat seine kirchlichen Pflichten gewissenhaft erfüllt. Den, der darüber geringschätzig die Ähneln sucht oder gar geneigt ist, heuchlerisches Thun anzunehmen, möchte ich auf das Beispiel Voltkes verweisen, der als evangelischer Christ ganz entsprechend gehandelt, uns jedoch in seinen Trostgedanken ein von konfessioneller Enge freies Glaubensbekenntniß hinterlassen hat. Montaigne soll auch zu Voltkes Lieblingschriftstellern gehört haben. Für seine Person hat Montaigne Duldung geübt; er war im echten Sinne tolerant, aber die Reformation hat er bekämpft, als treuer Diener seiner Könige und Soldat mit den Waffen in der Hand und als Schriftsteller mit Geisteswaffen. Er fand, daß bei den Reformirten die Thaten nicht den Worten entsprächen, er sucht in ihrem Lager vergeblich nach der Duldsamkeit, die sie für sich beanspruchten, und er glaubte, gerade bei den Protestanten von der Vermessenheit, die er an den Philosophen bekämpfte, recht viel zu entdecken. Nicht weniger wirkte bei ihm eine — man könnte sagen: nationale — Abneigung gegen unsinnlichen Kultus mit. Doch mit dem Verhältniß zu Religion und Philosophie ist Montaignes Wesen nicht erschöpft. Es umfaßt Alles, was menschlich und naturgemollt ist: das öffentliche und das persönliche Leben, das in der Fremde und das am eigenen Herd, Leben und Sterben, Vergangenheit und Gegenwart, Staat und Gesellschaft, Sitte und Individualität, äußere und innere Freiheit, Ehe und Familie, Wirtschaft und Büchersaal, Freundschaft und Selbstgenügen, Anschauung, Gedanken und That. Und vor Allem war er Psycholog; seine Seelenkunde ist erstaunlich; darin ist er eine außerordentliche Erscheinung. Auf diesem Felde, auf dem der inneren und der äußeren Erfahrung, und in der Art, wie man ohne jede Künsterei mit Geist, Herz und Geschmack schreiben kann, können Alle von ihm lernen. Als Klassiker hat er ja für alle Zeiten geschrieben, aber die Zeit, der seine Schriften zunächst galten, hat mit unserem Zeitalter besondere Aehnlichkeit. Jeden Augenblick fällt dem Leser diese Aehnlichkeit auf. Die Freiheit, die sich Montaigne gegen die falschen Geistesströmungen seiner Zeit errungen und bewahrt hat, hat für uns etwas Vorbildliches. Er ist im edelsten Sinne zeitgemäß, und was von seinen Schriften im Ganzen gilt, gilt auch von Einzelheiten. So hat er keine einzige spezifisch politische Abhandlung geschrieben, aber politische Bemerkungen findet man bei ihm in Menge, bald kurz zusammengebrängt, bald ausgeführt, immer werthvoll und sehr oft so, daß ihre „Aktualität“ überrascht. Die treffende Bemerkung, die schließliche Zusammenspigung einer Gedankenfolge in wenige Worte, das Schlagwort: Das ist es, wofür er am Meisten bekannt ist und anerkannt wird. Jeder, der ihn überblättert, findet solche Stellen leicht heraus und erklärt den Verfasser für geistreich; und diesen Genuß kann sich auch Jeder, der etwas Französisch versteht, leicht verschaffen. Aber dadurch wird der Leser Montaigne nicht gerecht, denn in ihm steckt mehr, nicht nur Konfekt und Würze, sondern nahrhafte und stärkende, ja erhebende Geisteskost in Hülle und Fülle. Um den ganzen Mann zu genießen, bedarf es der Arbeit, denn der Gedankengang hat



bei Montaigne schweren Gehalt und er hat seine eigene Sprache, die gleichfalls schwer ist. Der modernisirte Montaigne ist nicht Montaigne; und der Originalmontaigne will studirt sein. Ich will zufrieden sein, wenn der Leser meiner Uebersetzung von zwanzig ausgewählten Essais außer Treue und Verständniß noch die Freude anmerkt, auch ihm in unserer Muttersprache einen Mann näherzubringen, der mir fast auf jeder Seite aus der Seele gesprochen hat.

Rheinbischhofshelm.

Dr. Emil Kühn.



**Lametrie.** Sein Leben und seine Werke. Ferd. Dümmler, Berlin.

Die alte, täglich bestätigte Erfahrung von der untergeordneten Rolle der Einsicht, der Erfahrung, der Vernunft und des Verstandes bei Vorherrschaft menschlich-allzumenschlicher Dinge hat, je nach deren geistiger Stimmung und natürlicher Anlage, sehr vortretend auf die Menschen gewirkt. Die Einen, Besten, ringen nach Klarheit und tragen den tiefen Drang in sich, unverdrossen weiter zu arbeiten an der Förderung des Guten, auch wenn das Gute in noch so weite Fernen gerückt scheint. Den Anderen ist ein solcher Standpunkt zu hoch, eine solche Philosophie zu ideal, zu streng. Sie jagen sich von vorn herein, daß Ideale nicht zu verwirklichen und Niederlagen nicht zu vermeiden sind. Wenn die Menge siegt und die Dummheit regirt, so wollen sie wenigstens nicht auf das Recht verzichten, über die Thorheit der Welt zu lachen, mit den plumpen Gewinnern im Hazardspiel des Lebens ihren Spott zu treiben und das Schicksal, das sich nicht unterjochen läßt, zu ironisiren. Besonders stark ist diese Reigung bei den Franzosen hervorgetreten. Die äußeren Verhältnisse, die gesellschaftlichen wie die politischen, waren ganz dazu angethan, diesen nationalen Charakterzug in Julien Offroy de Lametrie (1709 bis 1751) auszubilden, zu verschärfen und bis zur Virtuosität zu steigern. Ihm, der stets von naturwissenschaftlichen und theologischen Feinden belagert, verfolgt und mit dem Tode bedroht war, schäufte sich der Verstand; aber diese Umgebung war, weil sie nicht aus ehrlichen Feinden, sondern aus Charlatanen, Tartuffes und blinden Fanatikern bestand, wenig dazu angethan, seine Achtung vor den Menschen zu fördern. Doch der Starke forderte mit unerschütterlichem Muth die größten seiner Antagonisten heraus und sie sahen sich bald einem Gegner überliefert, vor dessen erbarmungsloser Satire die ihre in Stücke brach wie vor der toledanischen Klinge ein verrostetes Kupfer. War seine Leidenschaft erst entfesselt, so sparte er auch die vergifteten Angriffe nicht, die gleich Partherpfeilen trafen. Und war er auf die Defensiv beschränkt, so blieb er bis zuletzt auf der Breitse und seine Geschosse hagelten auf den Feind herab, so lange es einen Stein zu verteidigen gab. Ich habe in meinem Buche in einem besonderen Abschnitt die Urtheile zusammengestellt, die über Lametrie gefällt wurden und die heute noch in Umlauf sind. Das Gesamtbild ergab, daß Lametrie zu jenen impertinenten Kullindioviduen gehört, die zur Plage der Menschheit auf der Erde ihr schändliches Dasein fristen. Dem gegenüber wollte ich zeigen, daß, wenn Goethe, Darwin, Haeckel und andere bedeutende Evolutionisten genannt werden, der Name Lametrie's als der ihres Vorgängers genannt werden muß. Ehe ich mit Lametrie vertraut wurde, kannte ich Schloßers „Weltgeschichte für das deutsche Volk“. Als ich hier las: „Alle Schriften La-

mettries sind auf widrige Weise mit trostlosen Lehren des Lasters angefüllt und diese werden mit der unverfälschten Festigkeit eines Narren vorgetragen“, war ich überzeugt, das Gegentheil müsse wahr sein. Während meines Lametrie-Studiums erkannte ich bald, daß weder die Philosophen noch die Historiker sich einmal die Mühe genommen hatten, die Werke Lametrie's gehörig durchzuarbeiten, sondern daß sie Alle irgend ein altes Vorurtheil weiterzuschleppten, ohne es einer Prüfung zu unterziehen. Ich machte es mir daher zur Pflicht, einen Menschen zu rehabilitiren, der im Kreise der Diderot, Voltaire, Maupectuis einer der Bedeutendsten war. Heute, nachdem Friedrich Albert Lange und Du Bois-Reymond manches prächtvolle Wort über Lametrie gesagt hatten, konnte ich es wagen, mein Werk zu veröffentlichen. J. E. Porisky.



### Gesammelte Erzählungen und Märchen von Goethe. Stuttgart 1900.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Die vorliegende Sammlung enthält die Erzählungen und Märchen Goethes, die nicht einzeln erschienen, sondern in größeren Werken — Unterhaltungen deutscher Ausgewandelter, Wahlverwandtschaften, Dichtung und Wahrheit, Wanderjahre — verstreut sind. Da der Herausgeber die Erfahrung gemacht hatte, daß selbst gründliche Goethe-Kenner nicht gleich anzugeben wußten, wo diese oder jene Novelle stehe, und daß die meisten Erzählungen nicht noch G. bühr gekannt und gewürdigt sind, schien es ihm ein Bedürfnis, sie aus ihrem ohnehin sehr lockeren Zusammenhang mit den eben genannten Werken herauszulösen und sie in einem Bande zu vereinigen. Es bedurfte hierzu nur weniger, geringfügiger Aenderungen. Die ersten drei Erzählungen sowie das Märchen sind den Unterhaltungen deutscher Ausgewandelter entnommen. Sie erschienen zuerst in der von Schiller herausgegebenen Zeitschrift „Die Horen“ 1796. Die einzelnen Geschichten tragen keine Titel, doch ergaben diese sich ganz von selbst. (Am dreiundzwanzigsten Dezember 1794 schreibt Goethe an Schiller: „Ich will nun auch an die Gespenstergeschichten gehn“; und am achtundzwanzigsten Oktober 1794 erinnert ihn Schiller an die Idee, „die Geschichte des ehrlichen Procurators aus dem Volkssaz zu bearbeiten“). Die Wunderlichen Nachbarskinder sind den Wahlverwandtschaften, der Neue Paris Dichtung und Wahrheit, alle folgenden Erzählungen den Wanderjahren entnommen. Die Novelle Sankt Joseph der Zweite ist hier nach dem ersten Druck im Taschenbuch für Damen 1810 wiedergegeben; eben so das Märchen Die neue Melusine nach seiner ersten Fassung im Taschenbuch für Damen 1817 und 1819 (mit dem in keiner späteren Ausgabe enthaltenen Vorwort Goethes), die übrigen Erzählungen nach der 1829 erschienenen Ausgabe der Wanderjahre. Die Ergebnisse der kritisch korrekten weimarer Goethe Ausgabe (besonders wertvoll in der Novelle Der Mann von fünfzig Jahren) sind bei allen Erzählungen dankbar benutzt worden. Innigen Dank auch dem Meister Hans Thoma für die Erlaubniß, sein Bild „Die Flucht nach Egypten“ der Sammlung voranstellen zu dürfen.

Märchen.

Hermann Levi.



## Burne-Jones.\*)

Nicht vom Leben des Künstlers Burne-Jones, nicht von dem Boden, auf dem seine Kunst gewachsen ist, soll hier die Rede sein, nicht von seiner Entwicklung, auch nicht von seinen Werken im Einzelnen; nur einige seiner Eigenschaften sollen berührt werden, die Jeder beim Betrachten der Bilder sofort nachprüfen kann, insbesondere zwei: sein Temperament und sein Verhältnis zur Dichtkunst.

Wenn wir nur oberflächlich vom Temperament eines Malers reden, denken wir vielleicht an großeleinwandflächen, an gluthoolle Farben und an stark erregte Vorgänge auf den Bildern. Das Alles aber hat mit dem eigentlichen Maler-temperament wenig zu thun. Dahinsprengende Fusaren im Bilde legen an sich noch kein Zeugniß ab für einen temperamentvollen Künstler; im Sinn ihres Schöpfers sprengen sie vielleicht dahin; im Beschauer wissen sie oft keinen Funken von Leben zu erwecken. Es gab wohl Künstler, bei denen höchste Erregung in den Stoffen sich mit der entsprechenden Darstellungskraft des Künstlers, der sie meisterte, paarte. Rubens war solch ein Mann. Sein „Jüngstes Gericht“, sein „Höllentanz“ reißt uns in den Taumel seiner Leidenschaftlichkeit mit hinab. Das neunzehnte Jahrhundert hat kaum einen Maler, bei dem das feurige Allegro der Darstellung sich mit höchster Lebendigkeit in den Vorwürfen zusammenfindet. Delacroix hatte Anlage, ein solcher zu sein, war aber überreizt und kultivirte zu sehr das Graufige; Piloty, dem man eine verhaltene Gluth nicht absprechen kann, kam über das Theatralische in seinen Bildern nicht hinaus; und Stuck, der unter den Neueren das „allegro con fuoco“ noch am Besten beherrscht, verliert sich zu leicht in dekorative Spielereien. Und doch hat das neunzehnte Jahrhundert viele temperamentvolle Maler aufzuweisen. Wir suchen und finden eben das Temperament, auch wenn die Maler ruhige Vorgänge darstellen. Dem Maler bedeutet Temperament Intensität und Energie der Auffassung. „Auffassung“: wie ist leider gerade dieses Wort in der Zeit unserer Väter gemißbraucht worden! In der cornelianischen Zeit verstand man darunter die überlegene „Bildung“, die der Künstler für sich allein gepachtet zu haben glaubte. Mit Hilfe dieser Bildung wurde der Mensch aus seiner Erdsphäre herausgerückt und in eine ideale Höhe erhoben, wo das „Schöne, Große, Edle und Wahre“ angeblich zu finden war. Jede Pose, jede Geberde, jeder Gesichtsausdruck der handelnden Menschen sollte „groß“ sein. Das nannte man dann Auffassung. Aehnlich war es bei den späteren Historienmalern; Größe der Auffassung, sprechender Ausdruck wurde überall erstrebt; die Wirkung war aber nur, daß wir, die Nachgeborenen, jetzt nichts als leeres Pathos und Theaterpose in diesen Bildern finden. Auffassung war auch das Schlagwort der Volks- und Sittenmaler. „Wie fein ist Das beobachtet! Welch köstlicher Humor!“: so hörte man die Kritiker jener Maler ausrufen, deren Beobachtungsgabe nicht schärfer war als die jedes gewöhnlichen Menschen. Die neueste Aesthetik verlangt, vielleicht mit Recht, die Auffassung des Künstlers solle der Art nach keine andere sein als die des Alltagsmenschen;

\*) Geschrieben bei Gelegenheit einer Ausstellung von neunzig Photographuren nach den Hauptbildern des Künstlers in der berliner Photographischen Gesellschaft.

nur muß sie sehr viel stärker sein. Sie soll sich nicht vordrängen, sondern den Beschauer unmerklich auf die Höhe des Gewollten und des Erreichten führen.

Zwei deutsche Meister, deren Lebenswerk wir jetzt, obgleich sie noch leben, überschauen können, haben im höchsten Sinn Temperament gezeigt: Menzel und Boecklin. Was Boecklin uns Deutschen ist, der Künstler, der die in Vielen unklar lebenden Phantasievorstellungen deutlich gestaltet hat, Das ist für die Engländer Burne-Jones. Er ist am Ende seines Lebens in den breiteren Massen des englischen Volkes populär geworden. Er hat all Das ausgesprochen, was seit Jahrzehnten an Ideen unter einem Häuflein von Malern, Dichtern und Kesthetikern lebendig war und immer weitere Kreise ergriff. Er hat aus sich selbst und aus seinem Wesen herausgeschossen und in den englischen Kunstfreunden den Glauben geweckt, dies Alles hätten sie längst vorher gedacht und empfunden. Und so ist Burne-Jones der glücklichste Vertreter der ganzen präraffaelitischen Malerschule geworden. Uns Deutschen ist ja Vieles in seiner Kunstweise fremd, viel spezifisch Englisch ist darin, wie ja auch Puvis de Chavannes eigentlich nur den Franzosen und Boecklin nur den Germanen ganz verständlich sein mag; in dem Gesamtbilde seiner Leistungen erkennen wir aber ein echtes Maler-temperament. Niemals tritt er uns aufdringlich und überlegen entgegen. Mit schlichter Einfachheit trifft er stets den überzeugenden Ausdruck für Das, was er zu sagen hat. Und er hatte Etwas zu sagen.

In keinem Jahrhundert haben sich die Maler so oft und so gern an die Dichtung angelehnt wie im neunzehnten. Ganze Malerschulen spritzen hervor, die mit einer Literaturschule verschwistert sind. In früheren Jahrhunderten ist der Einfluß der Dichter auf die Maler nicht so sichtbar. Nur Dante hat ihn in höherem Maße auf die Frühitaliener ausgeübt. Nie auch ist der Stoff zu Bildern so oft der Dichtung entlehnt worden wie in unserer Zeit. Homer und Dante, Shakespeare und Cervantes, Goethe und Schiller — um nur die Gipfel zu nennen — liefern in beispielloser Fülle die Stoffe zu Bildern. Das ist auch ein Beweis für die neue Spezies des Bildungshilfsters, der „schrecklich viel gelesen hat“ und der nun gern das Gelesene auf den Bildern der Ausstellungen wiederfindet. In früheren Jahrhunderten scheint neben den biblischen Stoffen nur eine begrenzte Anzahl mythologischer Geschichten in den Malerlupfen lebendig gewesen zu sein, die immer wiederkehren und sich durch Ueberlieferung vererben: Venus und Adonis, Danae, Diana und Kalisto u. s. w. Welche Fluth von Situationen und gemalten Aktchiffen dringt nun aber in unserem Jahrhundert in das Gebiet der Malerei ein! Die meisten dieser Bilder haben nur den Werth mittelmäßiger Illustrationen in riesigen Formaten; sie sind schon der Vergessenheit anheimgefallen und werden in der Entwicklungsgeschichte der Malerei keine Rolle spielen. Große Künstler wollen mehr sein als bloße Interpreten und Illustratoren. Auch Rossotti und Feuerbach haben Bilder gemalt, in denen Dante eine Rolle spielt. Sie aber waren erfüllt vom Geist Dantes, waren in seiner Sphäre erwachsen und gaben ihn, als er auf ihren Bildern erschien, als etwas Eigenes, Starres, Persönliches.

So schafft auch Burne-Jones. Nach historischer Treue im Kostüm oder Typus der Menschen fragt er nicht; er hat viel aus alten Sagen und Legenden geschöpft, aber immer war ihm der Stoff nur eine Anregung, Eigenes zu geben,

etwa wie unserem Klinger Brahmā ein Krieger war. Auch Burne-Jones malt klassische Geschichten, uralte Stoffe, wie Amor und Psyche, die Perseus- und die Pygmalion-Sage; aber unter seinen Händen werden sie neu. Er fragt und grübelt nicht, wie Circe am Besten darzustellen sei, sondern er malt sie auf seine besondere Weise, ein Moderner für Moderne. Seine Menschen haben etwas animalisch Sicheres, zum Beispiel das Menschenpaar, das im Garten Pans auf dem hügeligen Waldboden sitzt. Sie leben in unserer Phantasie lange noch fort, wenn uns die Bilder längst aus den Augen verschwunden sind. Sie klingen nach; sie bereichern uns. Das gilt namentlich für die Hauptbilder, „Liebe unter Ruinen“, „Chant d'Amour“, „Venusspiegel“, „Die goldene Treppe“; in ihnen giebt uns der Maler selbständige Dichtungen.

Das Schöne kann nicht gelehrt werden; man muß es erleben. Und in der Einsamkeit, fern vom Geräusch der Welt, findet man es am Ehesten. In vornehmer Zurückgezogenheit hat Burne-Jones geschaffen. Nicht im Kampf gegen die Menge. Er trägt das „odi profanum vulgus“ in seinem Künstlerwappen. Wie ein großer Künstler steigt er nicht zu der Menge herab, sondern wartet, bis sie zu ihm hinansteigt. Sein Hauptschaffen scheint dem Kunstgewerbe gewidmet; er macht Entwürfe für Kirchenfenster und Gobelins. Daneben reifen langsam seine Bilder. Stellt man sein Schaffen neben das eines Realisten, zum Beispiel neben Ford Madox Brown, so merkt man, daß die Kluft zwischen Realisten und Idealisten nicht so groß ist, wie man glaubt. Sie finden sich zusammen in der höchsten Aufgabe, die die Geschichte der Kunst kennt. Man sieht, daß es schließlich nicht darauf ankommt, ob man äußeres oder inneres Leben darstellt. Aus der Nähe betrachtet, scheinen sie sehr verschieden; tritt man nur ein Wenig weiter zurück, so sieht man das Wesensähnliche.

Strunewald.

Wilhelm Werckmeister.



## Deroute.

**A**m hochragenden Bau der Hausspekulation hat sich ein Steinchen gelockert. Das sollte nichts auf sich haben, denn es ließe sich rasch ein Ersatzstück schaffen. Aber das Publikum ist nicht börsenreif. Es ist von Angst gepackt und läuft, statt dem Bau zu stützen, davon. So freilich kann sich nur die Gefahr des Einsturzes mehren. Allerdings: das Reichsmarineamt wird in ein paar Wochen einige Mitglieder in die Industriebezirke entsenden und sich davon überzeugen, inwieweit die Eisenwerke für die Beschaffung von Schiffsmaterial lieferungsfähig sind. Das wird die Spekulation von Neuem ermutigen; und wenn sie nicht den nachträglichen Spott fürchtet, wird sie gar von Neuem für die Begründung etlicher Flottenvereine in ostpreussischen Dörfern ein paar tausend Mark stiften. Natürlich nur, wenn sie glücklich um die Erhöhung der Börsensteuer herumkommt. Die Aussichten sind trübe. Des Herrn Müller-Pulda haben sich inzwischen einige berliner Börsenmakler liebevoll angenommen und ihm einige Kenntnisse im Börsen- und Wallerwesen beizubringen gesucht. Er war entsetzt über die traurige Lage des Standes und des Geschäftes, von der er sich bis dahin kein recht's Bild gemacht hatte. „Ihr habt Recht, Leute,“ so etwa soll er den Besuchern gesagt

haben; „kein neuer Stempel, wenn nicht die halbe Börse an den Bettelstab gebracht werden soll! Aber das Verhängniß ist zu weit vorgeschritten, als daß ich es noch aufhalten könnte. Die Mehrheit wird leider für eine verstärkte Besteuerung der Börsenumsätze eintreten und ich kann dieses verderbliche Beginnen nicht hindern!“ Also Herr Müller, der Vater des neuen Mojaisksteuer-systems. Er folgt allerdings nur den Spuren der preussischen Regierung, die einen Gesekentwurf zur Besteuerung der Waarenhausumsätze hartnäckig vertheidigt und nachher durch einen verantwortlichen Minister in köstlicher Kaltblütigkeit verkünden läßt, es handle sich nur um einen Versuch, über dessen Unzulänglichkeit wohl nirgends ein Zweifel bestehe. Traurig ist es, daß ein starkes Volk auf dem Wege zur Weltmacht zu solchen Experimenten sein Blut hergeben muß. Gegen diese Tendenz mag Einspruch erhoben werden; sie ist beschämend und verhängnißvoll zugleich.

Daß unsere Gesetzgeber gar nicht den Widerspruch herausfühlen! Die deutschen Börsen sollen in ersten Zeiten wichtige wirtschaftliche und patriotische Aufgaben erfüllen: für die finanziellen Bedürfnisse der Staaten und Gemeinden vorforgen, den Geld- und Effektenmarkt reguliren und uns von den ausländischen Börsen unabhängig machen, ja, uns den Wettbewerb auf dem Weltmarkt ermdglichen. Und der Organismus, dem diese wichtigen Funktionen zufallen, wird durch andauernde Maßregelungen saft- und kraftlos gemacht, geknebelt und geschunden. Die Leiter der Reichsbank erheben warnend den Finger: „Vorsicht, denn bei der jetzt schon vorhandenen Anspannung ist für den Herbst eine ganz ungewöhnliche Geldtheuerung zu erwarten!“ Trotzdem wird die Börse systematisch geschwächt. Der Ernst der Zeit befiehlt, die im Jahre 1894 eingeführten Stempel wieder abzuschaffen, zumal sie auch ihren praktischen Zweck, die Füllung des Reichsäckets, nicht erreicht haben. Immerhin waren bisher goldene Zeiten. Jetzt wendet sich aber das Blatt. Während der letzten Wochen sah es manchmal böß in der Börse aus. Das Publikum, das sich standhaft gegen die Einsicht, die Konjunktur schwinde dahin, gewehet hatte, sandte einen Verkaufsauftrag nach dem anderen. Die Banken, die sonst den getreuen Eckart gespielt und sich unablässig gegen eine Ueberschätzung der Kaufkraft gewandt hatten, übernahmen eine andere Rolle und suchten den Sturz der Kurse durch Rückkäufe aufzuhalten. Umsonst. Alle Berufskunst ist vergeblich, wo elementare Gewalt sich Bahn bricht. Den Bünstigen blieb nichts Anderes übrig, als umzuwenden und sich selbst vom Strom der Ungünstigen ins Meer tragen zu lassen. Diese Entwicklung, die am ersten Mai die gefährlichste Form annahm, wäre nicht nötig gewesen; denn das Industriegebäude, der Tempel und das Wahrzeichen der Konjunktur, wankt noch nicht. Die Börse vermag aber die wilde Bewegung nicht zu hemmen; die Börse ist durch Schicksalschläge nervös und widerstandsunfähig geworden.

Die Männer vom Fach gehen nach London. Sie ziehen ihre Rundschau mit sich und wollen sicher sein, wenn in Deutschland, wo der Regulator der Geldkraft Bruchstellen zeigt, die Krisis naht. Die Verwaltungen selbst der glänzendsten inländischen Unternehmen haben jetzt damit zu thun, die über den Kurssturz der Aktien besorgten Aktionäre zu beschwichtigen. Jede Post bringt neue bängliche Anfragen. Die stereotype Antwort lautet: „Eine Begründung für den Kursrückgang unserer Aktien ist in den Verhältnissen unseres Unternehmens nicht zu finden. Wir haben im Gegentheil auch im abgelautenen Geschäfts-

jahr mit gutem Erfolge gearbeitet; Störungen in der Produktion oder im Absatz sind nicht eingetreten und stehen auch nicht zu befürchten. Die Verhältnisse der Börse und des Geldmarktes bieten die einzige Erklärung für die in unseren Aktien stattfindenden Verkäufe.\* Wo junge Aktien ausgegeben und von einem Finanzkonfessionarium übernommen sind, wirft die Bankengruppe eilig diese Werthe auf den Markt, nur, um rasch zu Geld zu kommen, denn der Uebergang neuer Papiere in festen Besitz vollzieht sich nur noch langsam; der „Ausverkauf der Gesamtbefände“, mit dem reklamelüsterne Banken noch manchmal gern prahlen, steht nur auf dem Papier. Selbst Elektrizität-Werthe entgehen nicht dem allgemeinen Schicksal der Börsenpapiere, nämlich: unbeliebt zu werden. Die früheren Aktionäre der Kontinentalen Gesellschaft für elektrische Unternehmungen, die ihren Besitz gegen Schuldert-Aktien umgetauscht haben, drücken den Markt durch Verkäufe. In einem schon bedenklichen Umfang werden von industriellen Gesellschaften, statt der Aktien, Obligationen ausgegeben, — ein deutliches Zeichen des Umschwunges. Dadurch sollen auch die höheren Börsensteuern, die auf Aktien lasten, erspart werden. Wenn es möglich ist, wird den Kommunen, die sich der Arbeit der Elektrizitätsgesellschaften bedienen, überlassen, den Geldbedarf selbst auf dem Anleihewege aufzubringen. Das ist am Billigsten. Für die Union war schon Stimmung gemacht; ihr, hieß es, werde der Bau und Betrieb der elektrischen Bahn Brüssel-Antwerpen übertragen werden. Diese Erwartung war vornehmlich, denn die belgische Kammer ließ das ganze Projekt fallen, weil sie verhüten will, daß eine ausländische Firma die elektrischen Einrichtungen liefere. So blickt denn die deutsche Industrie etwas weiter: nach Südafrika. Zwar trägt es nicht zum Ruhm der Minen bei, daß der Transvaalkrieg, an den vielleicht auch die Transvaalbahn wird glauben müssen, nach mehr als halbjähriger Dauer noch immer nicht sein Ende erreicht hat. Schon werden aber die Vorbereitungen getroffen, um neue Minengerechtsame in Matobele-, Raschona- und Manica Land zu erhalten und auszunutzen, sobald nur die wirtschaftlichen Zustände in Südafrika wieder ein normales Aussehen genommen haben. Der Bedarf an Minenmaschinerien muß ja freilich, wenn die Ruhe im Lande hergestellt ist, wachsen. Damit ist aber noch nicht erwiesen, daß auch die Rentabilität der Minen sich bessern wird; jedenfalls ist es nicht für die ersten Jahre zu erwarten, in denen erst noch die Spuren des Krieges zu verwischen sein werden. Aber dem Ruthigen laßt das Glück: im nördlichen Theil Deutsch-Südwesafrikas ward ein bedeutendes Kupferlager entdeckt, dessen Ausbeutung sich die Diskontogesellschaft nicht entgehen lassen will. Vermünftiger Weise hat sie sich mit englischen Technikern, besonders mit der londoner Exploration Company und mit der South West Africa Company verbunden; dadurch vertheilt sich das Risiko. Leider liegt Otavi, wo die Kupferlager gefunden sind, fern von jedem brauchbaren Verkehrswege; es muß erst eine Bahn nach der Tigerbai oder gar eine Verlängerung nach dem Transvaal mit einer Abzweigung nach dem nördlichen Rhodesia gebaut werden. Zunächst gilt es, durch eine besondere Expedition Land, Leute und Material genau auszufundschaffen. Auch die Deutsche Bank und Bleichröder, die durch andere Interessen an Südafrika gefesselt sind, leihen der Diskontogesellschaft dabei gern ihre Mitwirkung; denn wenn dieses eine Unternehmen, die Ausnutzung der Otavimineralien, glückt, werden neue Untersuchungen angestellt werden, um weitere Berg-

werksunternehmen zu begründen. Wo sich zu einer Minenausbeutung noch ein Bahnbau gestellt, da ist ein Riesenkapital erforderlich; die neue Gesellschaft in Deutsch-Südwestafrika soll mit einem Grundvermögen von 40 Millionen Mark ausgestattet werden. Das Publikum pflegt den Unternehmen am Lautesten zuzubeln, deren Struktur es am Wenigsten erkennen, deren Ergrhen es am Wenigsten kontrolliren kann. Daher die Vorliebe für exotische Werthe, der ja auch die verschuldeten Staaten gern entgegenkommen; daher auch die Kauflust für Minenaktien. So lange sie das erwartete Gold liefern, ist das Publikum zufrieden; treten aber Störungen im Bergwerksbetriebe ein und ergeben sich sonstige Zufälle, denen jede Mine ausgesetzt ist, so daß eine kostspielige Anlage über Nacht, weil nämlich die Förderung versagt, vollständig werthlos werden kann, dann wüthet der vornehmste Pöbel gegen den Bankier, der ihm das Papier empfohlen hat. Um sich solche Unannehmlichkeiten zu ersparen, pflegen die Minenverwaltungen und ihre Geldmänner die Feinlichkeit zum Prinzip zu erheben. Das dauert aber nicht lange. Das Erwachen des Publikums ist näher um so trauriger. So mußte die Lake-Biew-Mine zeitweise ihre Goldausbeute vermindern; an die beruhigende Erklärung der Leitung, daß nach einigen Monaten wieder Alles in Ordnung sein werde, glaubt kein Mensch. Jeder giebt seinen Besitz an dem Minenpapier um ein Butterbrot weg und . . . kauft sich eine neue westaustralische Mine, obgleich deren Markt schon sehr oft dem Publikum schlimme Denktettel hinterlassen hat. Die Motten umflattern eben zu gern das Licht.

Man sollte es bei den jetzigen Geldmarktverhältnissen nicht für möglich halten: das französische Publikum zeigt Neigung, eine neue russische Anleihe aufzunehmen. Dabei wird Paris Portugal die Mittel zur Bezahlung der vom berner Schiedsgericht festgesetzten Delagoa-Bahn-Einschädigung vorstrecken müssen. Natürlich werden sie sich eine anständige Deckung sichern, wahrscheinlich Konzessionen für den Betrieb der portugiesischen Tabakgesellschaft; die Regierung weiß selbst noch nicht, wie sie das Geld aufbringen soll, und wird jedenfalls auf jede ihr gestellte Bedingung eingehn, um nicht offiziell als bankrott erklärt zu werden. An die Reorganisation der Finanzen, an der Deutschland lebhaft interessiert ist, denkt Portugal nicht im Ernst; einiges Geplänkel mit deutschen Unterhändlern macht einen guten Eindruck, ist aber unverbindlich. Auch Spanien zeigte noch vor Jahresfrist Spuren einer gewissen Großmuth und sprach von einer Ordnung des Anleihe und Schuldendienstes; die französischen Besitzer der spanischen Rente zeigen aber ein so energisches Bemühen, den Kurs ihrer Papiere zu „halten“, daß Spanien einstweilen auf eine Aenderung der bestehenden Verhältnisse, die sicher nicht von Dauer sein können, verzichtet. Die Balkanländer sind merkwürdig ruhig. Sollten sie nur eine günstige Gelegenheit abpassen, um sich mit neuem Geldbedarf zu melden? Die ungarische Kronenrente, die schon an die deutschen Börsen gebracht ist, mag vorläufig genügen, — um so mehr, als es bei uns an ausländischen Werthen nicht fehlt. Wenn das Kursgebäude so locker gefügt ist, daß ihm jede spekulative Wacke amerikanischer Faisjeure auf dem Markt der Eisenaktien gefährlich wird, und wenn das Publikum, das bisher ein Muster optimistischer Auffassung bot, bei jedem zarten Fächeln des Windes, der noch kein Vorbote des Sturmes zu sein braucht, in Zukunften geräth, so wäre es ein verderbliches Wagniß, die deutschen Börsen mit neuen Papieren zu belasten, deren Umsatz bei den hohen Steuern doch beschränkt bleiben müßte.



## Notizbuch.

**S**ermann Levi ist gestorben. Seit ein paar Jahren war er nicht mehr Dirigent der münchener Oper; auch die bayreuther Festspiele hat er im vorigen Jahre nicht mehr dirigirt. Aber er ruhte nicht, begnügte sich nicht mit dem behaglichen Pensionärsdasein des wohlhabenden Mannes von sechzig Jahren. In diesem Hest finden die Leser von ihm eine Selbstanzeige, die er in einer Stunde auflockernder Kraft mit seinen Grüßen mir vom Krankenbett senden ließ. Sie zeigt, womit er sich zuletzt beschäftigte; er hatte vorher das Leitzigewand der Meisterwerke Mozarts von Flecken gereinigt und reichte nun goethische Perlen an ein sauberes Schnüchlein. Den Größten treu und bescheiden zu dienen, war seines Lebens Lust; daß er einem der Größten ein wahrer Helfer sein durfte, blieb seines Lebens Glück. Es reizte ihn nicht, selbst das Genie zu spielen, sich aufzuputzen und vor dem verehrlichen Publikum zu paradien. Er hätte es gekonnt; wer „Parsifal“ unter Levis Leitung gehört hat, weiß, daß es keinen stärkeren und feineren Dirigenten gab, keinen, der mit mehr rhythmischer Klarheit und Energie des Meisters Absicht zum Ausdruck brachte und die Polyphonie des wagnerischen Orchesters zur Einheit zwang. Seinen Namen aber hörte man selten, wenn von den berühmten Dirigenten geredet wurde, und die Berliner hat er, als er nach Bälows das Philharmonische Orchester leitete, nicht interessirt. Der kleine Mann mit dem früh grauen Hebräerkopf, in dem ernste Augen leuchteten, war zu vornehm für den modernen Musikgeschäftsbetrieb; er wollte nicht durch „originelle Auffassungen“ und „geniale Einfälle“ glänzen, sondern ein stiller und treuer Diener am Werk des Meisters sein. Das war er dem Werk aller Meister, alter und neuer; seine große Liebe aber, sein Erlebnis war Richard Wagner. Der geniale Zauberer hatte ihn ganz gefangen, mit Haut und Haar; der Wagnerkult war ihm eine persönliche Herzenssache und noch 1894 sah ich an Wagners Grab in seinem strahlenden Auge Thränen. Er liebte den Erwecker Wotans kritiklos, blind gläubig, wie glückliche Menschen die Götter lieben, und empfand jeden Zweifel an seinem Gott als schmerzende Beleidigung. So selbstlos und ergeben liebte er ihn, daß ers ohne Klageruf hinnahm, als Wagner ihm sagte, den Parsifal, das aus evangelischem Bewußtsein entstandene Musikdrama von der Erlösung des geläuterten Christenmenschen, könne er den Juden nicht dirigiren lassen. Und es war der höchste Triumph seiner Kunst, als Levi dann doch vom Meister zum Leiter der ersten Parsifal-Aufführung berufen wurde, weil für das ungeheure Werk kein anderer Verwalter von solcher Zuverlässigkeit, künstlerischen Treue und Feinheit zu finden war. Venbach, der in seinen heißten Stunden ein großer Psychologe ist, hat seinen Freund Levi als Apostel gemalt. Ein wundervolles Bild, das den ganzen Mann giebt. Ein Apostel war er, wollte er sein; doch die leidenschaftliche Liebe zu seinem Meister hinderte ihn nicht, auch Anderen gerecht zu werden, und die völlige Hingabe raubte ihm nicht die Persönlichkeit. Ein gütiger, warmer Mensch von einer im heutigen Deutschland seltenen Bildung ist seinen Freunden entzissen worden, ein neidloser Mensch, der jedes fremde Verdienst froh anerkannte und dem nicht nur die Musik, nach Beethovens Wort, Feuer aus der Seele schlug. Levi las viel und las gut; in ihm war das literarische Interesse eben so stark wie in seinem Antipoden Bälows und er empfand jegliche Kunstäußerung, wie es nur ein Künstler vermag. Zwei große Künstler, Venbach und Hildebrand, werden uns seinen entlebten Evangelistenkopf im Bilde bewahren. . . Wagners Wesen war sicher nicht fleckenlos. Seinem Allzumenschlichen aber

muss sich auch Menschengröße gefehlt haben; sonst hätte er nicht einen so treuen und reinen Vasallen wie Hermann Voel gefunden und an sich gefesselt.

Herr Dr. Steiner erbittet die Aufnahme der folgenden Zeilen:

In dem Aufsatz: „Der Kampf um die Niepische-Ausgabe“ behauptet Frau Elisabeth Foerster-Niepische: „Von den drei Herren, die mich mit ihren Angriffen verfolgen, Dr. Feig Kogel, Dr. Rudolf Steiner und Gustav Raumann, hat jeder den leidenschaftlichen Wunsch gehabt und die seltsamsten Versuche gemacht, alleiniger Herausgeber der Niepische-Werke zu bleiben oder zu werden oder wenigstens als Mitarbeiter beteiligt zu sein.“ So weit sich dieser Satz auf mich bezieht, ist er völlig aus der Luft gegriffen und kann nur den Zweck haben, meinem im „Magazin“ (10. Februar 1900) enthaltenen Angriff auf das Niepische-Archiv hässliche, persönliche Motive unterzuschreiben, die mir so fern wie möglich lagen. Es ist einmal meine Ueberzeugung, daß die Verwaltung des Nachlasses Friedrich Niepisches jetzt nicht in sachgemäßer Weise gehandhabt wird. Frau Foerster-Niepische erklärt, ich wolle mich nur rächen, weil mein „leidenschaftlicher Wunsch“, im Herbst 1896 Niepische-Herausgeber zu werden, sich nicht erfüllt hat. Ich muss auf diese Behauptung erwidern, daß ich niemals mich um die Stelle eines Niepische-Herausgebers beworben habe, daß ich einem solchen Wunsch Frau Foerster-Niepische auch nicht einmal angedeutet habe. Wohl aber habe ich im Herbst 1896 alle Mühe aufwenden müssen, um die fortwährenden „seltsamsten Versuche“ der Frau Foerster-Niepische, mich zum Niepische-Herausgeber zu machen, abzuwehren. Später, nach dem Abgange Dr. Kogels vom Niepische-Archiv, wurde mir durch Freunde der Frau Foerster-Niepische wiederholt nahegelegt, daß es im Interesse der „Sache Niepisches“ sei, mich zum Herausgeber seiner Werke zu haben. Ich betonte allem Drängen gegenüber, daß von mir nichts unternommen werden wird, um diese Stellung zu erhalten. Wenn aber von der Verwaltung des Niepische-Archivs an mich herorgetreten werde, so ließe sich, nach der vollkommenen Ordnung des Verhältnisses zu Dr. Kogel, über die Sache reden. Es wurden Verhandlungen möglich, nachdem ein Freund der Frau Foerster-Niepische aus dem Niepische-Archiv an mich die telegraphische Aufforderung gerichtet hatte, zu solchen Verhandlungen von Berlin nach Weimar zu kommen. Im Anschluß an diese Verhandlungen schrieb ich dann am siebenundzwanzigsten Juni 1898 den Brief, aus dem Frau Foerster-Niepische einige Sätze anführt, in der Absicht, dadurch mein Verhalten in dem Konflikt, den sie im Herbst 1896 mit Dr. Kogel und Gustav Raumann hatte, als ein unkorrektes hinzustellen. Dieser Brief ist nicht etwa eine spontane Gesäußerung von mir, sondern er ist geschrieben auf Wunsch der Frau Foerster-Niepische. Ihr Verhältnis zu mir war durch die erwähnten Konflikte, in die sie mich gegen meinen Willen hineingezogen hat, zerstückt. Es hätte dem gesegneten Vertreter Friedrich Niepisches, Herrn Oberbürgermeister Dr. Dekler, sonderbar erscheinen müssen, wenn Frau Foerster-Niepische mich, trotz dem vollständigen Bruch, zum Herausgeber gemacht hätte. Sie wollte, daß durch irgend eine schriftliche Rundgebung von mir eine Brücke zu einem neuen Verhältnis gebaut werde. Ich hatte damals aus dem Drängen der Freunde der Frau Foerster-Niepische und aus deren eigenen Vorstellungen den Eindruck, daß ich nothwendig gebraucht werde, und ent-

schloß mich, der Sache ein Opfer zu bringen. Daß ein zu dem angedeuteten Zweck und auf Wunsch der Frau Foerster-Riepsche geschriebener Brief nicht unhöflich abgefaßt werden konnte, versteht sich wohl von selbst. Ich habe so höflich wie möglich geschrieben; aber auch nicht ein Wort, das ich nicht aus voller Ueberzeugung schreiben konnte. Der Brief enthält auch nichts, was meinem sonstigen Verhalten in der ganzen Angelegenheit widerspricht; ich wollte darin nichts der koegelschen Ausgabe Abtrüglisches sagen. Das geht gerade aus den Sätzen hervor, die Frau Foerster-Riepsche citirt. Sie war auch von dem Inhalt meines Briefes so wenig befriedigt, daß sie mir am dritten Juli 1898 schrieb: „Der Brief ist sehr schön empfunden, aber ich bin nicht ganz befriedigt.“ Was Frau Foerster-Riepsche geschrieben haben wollte, konnte ich eben, nach meiner Ueberzeugung, nicht schreiben. Deshalb konnte es auch zu meiner Berufung nicht kommen. Später wurde dann von mir im Riepsche-Archiv in Gegenwart der Frau Foerster-Riepsche und eines Dritten noch einmal ein für Dr. Oehler bestimmter Brief konzipirt. Es blieb aber bei dem Konzept, weil ich mittlerweile endgiltig eingesehen hatte, daß ich Frau Foerster-Riepsche nicht „ganz befriedigen“ konnte. Für mich war damit die Sache vollständig erledigt. Ich habe also niemals an irgend einem „Kampfe um die Riepsche-Ausgabe theilgenommen.“ Ich besitze noch das Konzept eines Briefes, den ich im Sommer 1897 an Frau Foerster richtete, als von ihr der Versuch gemacht wurde, mich für die Ausgabe zu gewinnen. Ich schrieb ihr damals: „Ich kann nicht anders, als ihn (Dr. Koegel) heute wie immer für den geeignetsten Herausgeber halten, und ich bin der Ansicht, es liege im Interesse der Ausgabe, daß er sie allein zu Ende führe.“ Es ist auch nicht richtig, daß Frau Foerster-Riepsche jemals von mir ein Urtheil über Dr. Koegels Arbeit am zwölften Bande der Riepsche-Ausgabe verlangt hat. Sie hatte überhaupt niemals ein Recht, ein solches Urtheil zu verlangen. Ich stand nie in irgend einem offiziellen Verhältnis zum Riepsche-Archiv. Und es entspricht nur dem Stil, in dem Frau Foerster-Riepsche glaubt, die Menschen, die ihr nahestehen, behandeln zu können, wenn sie sagt: „Ich habe ihn (Dr. Steiner) mit einer unverdienten Milde behandelt.“ Sie hatte mich überhaupt in keiner Weise zu „behandeln“. Ich habe ihr Gefälligkeiten erwiesen, weil ich zu ihr in einem freundschaftlichen Verhältnis stand. Sie spricht in einem Ton, als wenn ich in irgend einem Dienstverhältnis zu ihr gestanden hätte. Eben so unrichtig ist die Behauptung, Dr. Koegel hätte mir mit einem Duell gedroht, um mich einzuschüchtern. Eine solche Drohung hat Dr. Koegel mir gegenüber nie ausgesprochen. Es ist thöricht, zu sagen, ich hätte durch einen Brief, den Dr. Koegel an einen Dritten richtete, und von dem ich nichts wußte, eingeschüchtert werden können. Mein Kampf gegen das Riepsche-Archiv ist ein durchaus sachlicher. Ich bin völlig unbeeinflusst durch irgend einen Wunsch, Riepsche-Herausgeber zu werden. Ein solcher Wunsch hat nie bestanden.

Dr. Rudolf Steiner.

Die Antwort der Frau Foerster-Riepsche lautet:

Es scheint mir unwesentlich, daß Herr Dr. Steiner durchaus beweisen will, ich hätte ihm die Stellung angeboten, er habe sie aber gar nicht in Betracht gezogen. Ich weiß nicht, ob es irgendwo Menschen giebt, die es für möglich halten,

daß ich einen Herausgeber ins Auge fasse, der überhaupt nicht will; hatte doch damals bereits Herr Geheimrath Rohde mir empfohlen, mich an einen seiner Schüler zu wenden. War es also nicht Dr. Steiner, so wählte ich einfach einen anderen wissenschaftlich Gebildeten. Seit dem Frühjahr 1894 war es aber Dr. Steiners leidenschaftlicher Wunsch, Nießsche-Herausgeber zu werden; und als ich, die damals gar nicht daran denken konnte, ihn zu wählen, weil er noch am Goethe-Archiv angestellt war, Herrn Dr. v. d. Hellen anstellte, der gerade seine Thätigkeit am Goethe-Archiv beendete, hat Herr Dr. Steiner Herrn v. d. Hellen eine schreckliche Szene gemacht und ihm in der peinlichsten Weise vorgeworfen, daß er ihm diese Stellung, für die er prädestinirt gewesen wäre, weggenommen habe. Daß nun zwei Jahre später, als ein Ersatz für Herrn v. d. Hellen gesucht wurde, der zu meinem großen Bedauern durch Dr. Koegels Handlungsweise aus dem Nießsche-Archiv verschafft worden war, Dr. Steiner sich eifrig um diese Stellung bewarb, wird Jeder, der die Verhältnisse kannte, nur zu gut begreifen; um so mehr, als der Herr damals stellunglos war. Hätte er mir nicht mit Thränen in den Augen erklärt, er würde „es für das größte Glück seines Lebens halten, Nießsche-Herausgeber zu werden“, so hätte ich gar nicht an ihn gedacht, sondern einen der mir von Autoritäten empfohlenen Gelehrten gewählt. Heute bin ich glücklich, daß der Wunsch des Herrn Steiner nicht erfüllt worden ist; der gewissenhafte Ernst, den der Herausgeber haben mußte, scheint ihm jetzt gänzlich zu fehlen. Was soll man von einem Gelehrten sagen, der fast immer behauptet, Dr. Koegel sei der geeignete Herausgeber gewesen, ohne überhaupt den Versuch gemacht zu haben, die vorliegenden Manuskripte mit den herausgegebenen Bänden zu vergleichen? Seine Wissenschaftlichkeit giebt Dr. Steiner damit preis; er will nur die Zuverlässigkeit seines Charakters dadurch retten, daß er so hartnäckig für Dr. Koegel eintritt. Er hat im Dezember 1896, um sich vor dem Duell und der Feststellung seiner wissenschaftlichen Doppelzüngigkeit zu schützen, vor Zeugen behauptet, er halte Dr. Koegel für allein zum Herausgeber geeignet und habe deshalb nie nach dieser Stellung gestrebt. Jetzt fährt er nun fort, das alte Lied zu singen, um die besonders vom Dr. Koegel bezweifelte Biederkeit seines Charakters zu beweisen. Uebrigens war der von mir neulich erwähnte Brief vom sieben- undzwanzigsten Juni 1898, wie sein Gesamttinhalt beweist, eine durchaus spontane Gefühlsäußerung des Dr. Steiner. Und der von ihm an den Vormund meines Bruders gerichtete Entschuldigungsbrief lautete schon in dem vorliegenden Anfang ganz anders; er ist am achten Juli geschrieben und Herr Steiner versprach vor einem glaubwürdigen Zeugen genau, in welchem Sinn er den folgenden Theil abfassen wollte. Durch das Eingreifen eines hiesigen Bekannten des Dr. Steiner ist die Absendung des Entschuldigungschreibens und dadurch auch die Anstellung Steiners im Nießsche-Archiv verhindert worden. Auf diese paar Bemerkungen möchte ich mich heute beschränken. Ich kann also alle meine Angaben aufrechterhalten; ihre Richtigkeit wird auch noch von anderer Seite bewiesen werden.

Weimar.

Elisabeth Förster-Nießche.

\* \* \*

Herr Karl Zentsch schreibt:

Große Geschäfte wird der frühere Pfarrer Naumann nicht machen; er mag sein nationalsoziales Reg zur Rechten oder zur Linken auswerfen: Fische gehen nicht

hinein. Aber man begegnet dem Manne immer gern einmal, denn er hat Sinnen für das Himmlische und einen scharfen Blick für die Dinge dieser Welt und seine neueste Schrift, „Demokratie und Kaiserthum“, worin er seine Ansichten im Zusammenhang darstellt, liest sich recht gut. Freilich: Christus und Belial mit einander zu vertragen, wird ihm nicht gelingen. Mit Christus und Belial meine ich nicht etwa den Kaiser und die Sozialdemokraten, sondern den wirklichen Christus und den Kapitalismus. Der Politiker in ihm hat längst den Pfarrer umgebracht; und wenn er diesen noch einmal lebendig machen will, wird es ein lutherischer Pfarrer sein müssen, der statt des Neuen Testaments und der Bergpredigt das Alte Testament predigt und seinen Gläubigen ein irdisches Gelobtes Land, Reichthum, Kindererben und Ausrottung aller Feinde des auserwählten Volkes verheißt. Und der scharfe Blick wird hier und da überhast, so daß er, gleich allen Parteimännern, mehr sieht, als da ist. So ist es ja vollkommen richtig, daß unser ganzer jährlicher Volkszuwachs in die Industrie strömt — sogar mehr als dieser, denn die landwirthschaftliche Bevölkerung bleibt nicht nur stationär, sondern nimmt ab —, daß wir deshalb exportiren müssen und daß wir zur Herstellung vieler Exportartikel Rohstoffe brauchen, die im Auslande wachsen, daß wir auch unsern Nahrungsmittelvorrath durch Einfuhr ergänzen müssen. Aber in dem Grade, wie sich Herr Naumann einbildet, sind wir, vorläufig wenigstens, noch nicht vom Auslande abhängig. In einem Vortrage, den er am vierten Dezember 1899 im wiener Sozialpolitischen Verein hielt, sagte er nach dem übereinstimmenden Bericht der Neuen Freien Presse und der Arbeiterzeitung: „In Deutschland haben wir keinen einzigen anderen Massengebrauchsstoff außer Kohle und Erze. Alles Andere: Holz oder Wolle, selbst Fleisch, Reis, Baumwolle, Petroleum, kurz, alle Massengebrauchartikel müssen von außen zugeführt werden, damit wir nur leben können.“ Die paar Ährenlein-Weizen und Roggen, die bei uns wachsen, rechnet er nicht und den Thüringer Wald hat er bei seinen Agitationstouren in Thüringen nicht gesehen. Mehr über diese ungeheuerliche Uebertreibung zu sagen, wäre überflüssig; ich führe sie nur zur Charakteristik der Hottenschwärme an, die ja beständig mit solchen Uebertreibungen arbeiten. Was aber Naumanns Zukunftsträume anlangt, so wird ja ein Theil davon wahrscheinlich verwirklicht werden: wir werden nachsänzig, vielleicht schon nach dreißig Jahren ein reines Industrie- und Krämervolk wie die Engländer sein. Zweifelhafter ist es schon, ob dann die Arbeiter verdrängt den Großindustriellen und dem Kaiser in den Armen liegen werden, und noch zweifelhafter, ob dann seine Forderung erfüllt sein wird: „Bauerngut an Bauerngut bis an die russische Grenze!“ So weit nämlich wie in England will er es mit unserer Landwirtschaft nicht kommen lassen, schon um unserer herrlichen Arme willen nicht, wobei er nur den kleinen Umstand übersieht, daß alle Militäristaaten, die die Weltgeschichte kennt, Bauernstaaten gewesen sind, daß bisher alle Handelsstaaten zu Lande ohnmächtig waren und daß wir die Ersten in der ganzen Weltgeschichte sind, die sich einbilden, land- und seemächtig zugleich sein zu können. Recht hat er ja, wenn er beschreibt, wie die Landwirtschaft in der Nähe einer Stadt am Besten gedeiht, wie gerade nur in solcher Lage die feineren Produkte, die am Meisten bringen, Aussicht auf stetigen Absatz haben und wie eine gewerbliche Bevölkerung die beste Kundin der Landwirtschaft ist; nur vergißt er wohlweislich, hinzuzufügen: Und umgekehrt, denn damit würde er den Ausfuhrhandel für überflüssig erklären, wenigstens den Theil davon, der zur Bezahlung solcher Nahrungsmittel und Rohstoffe dient, die auch bei

uns wachsen. Wichtig ist es auch, daß in Gegenden vorherrschender Latifundien die Kleinstadt mit ihrem Gewerbe nicht gedeiht, weil auf einem Großgut von 5000 Morgen weniger Menschen hausen als auf 50 Bauerngütern von je 100 Morgen und weil diese Menschen, eine Rittergutsbesitzerfamilie und etwa hundert Arbeiterseelen, schlechtere Kunden des Handwerkers und Krämers sind als 250 bäuerliche Seelen, zu denen noch mindestens eben so viele Arbeiterseelen kommen. Das ist eine der Ursachen, weshalb gerade die Uebervölkerung unseren Osten entvölkert, wie ich schon oft gezeigt habe; denn die Uebervölkerung zwingt den Zuwachs, sich auf Gewerbe und Industrie zu verlegen, diese entwickeln sich dort, wo sie schon vorhanden sind, weiter, bringen Geld und das Geld zieht die wenigen Leute vollends an, die dem ungewerblichen Osten noch geblieben waren. Deshalb ist ja die innere Kolonisation ein ganz richtiger Gedanke. Leider — Das übersehen Leute wie Raumann — ist es weit leichter, Bauerngüter zu zerstören, als neue zu gründen, namentlich in Gegenden, wo der Boden nicht umsonst zu haben ist und die Regierung in Beziehung auf Gebäude, Straßen, Kulturmittel, wie Kirchen und Schulen, Forderungen erhebt und Vorschriften macht, an die im amerikanischen Urwald und selbst im Innern Rußlands Niemand denkt. Am Wenigsten aber ist für dieses Werk der inneren Kolonisation unsere Zeit geeignet, wo es sich nicht mehr darum handelt, neue Bauern zu schaffen, sondern vielmehr darum, die noch vorhandenen am Leben zu erhalten. So lange nur über niedrige Getreidepreise geklagt wurde, bin ich den Uebertreibungen des Bundes der Landwirthe entgegengetreten. Machen ein paar tausend verschuldete Rittergutsbesitzer Bankrott: desto besser für die innere Kolonisation, denn Das schafft wohlfeilen Boden; so durfte man damals sagen; den Bauern ruiniert eine Reihe wohlfeiler Jahre nicht. Aber jetzt handelt es sich um ein Uebel, das auch den Bauern ernstlich bedroht, ja, ihn noch mehr als den Rittergutsbesitzer, denn er kann sich nicht, wie der größere Herr, mit Wanderarbeitern behelfen, er braucht Knechte und Mägde und die hat er nicht mehr; die werden ihm von der Industrie, von den Kanal- und Bahnbauten, von den Schiffswerften, von den elektrischen und Pferdebahnen der Städte, von den Bergbahnen, von dem Radel-, Ansichtarten- und sonstigen Lutz, wozu Industrie und Börse das Geld liefern, und vom Militär entzogen. Jetzt forcirt nun vollends die Regierung die Entwicklung der Industrie, fügt dem Heer eine ebenbürtige Marine hinzu und fordert mehr Leute für deren Bemannung für Kolonialschutztruppen, für den Bau von Kriegsschiffen und von Kanälen, verstärkt dadurch die Anziehungskraft des rheinisch-westfälischen Kohlengebietes und der Seestädte, namentlich der an der Nordsee; da ist's denn doch lächerlich, gleichzeitig von der Besiedelung Ostelbiens mit neuen Bauernfamilien und kleinstädtischen Gewerbetreibenden zu träumen. Zwei seiner Wünsche wird Herr Raumann erfüllt sehen: er wird Deutschland im Goldglanze seiner Industrie- und Handelsherrlichkeit schauen und der Anblick altadeliger Grundherren wird sein demokratisches Auge nicht mehr beleidigen; aber Freude wird er an diesem schönen Bilde trotzdem nicht erleben, denn die eine Hälfte seines Programms schlägt die andere tot.

Ein in Natal lebender Leser der „Zukunft“ schreibt, um die Sittlichkeit der Buren sei es nicht so gut bestellt, wie Herr Zentsch glaube. Im Transvaal und im Oranje-Freistaat gebe es nur wenige Burenfamilien, die sich im Lauf der Zeit „rein“ gehalten haben; den meisten sei schwarzes Blut leicht nachzu-

weisen, Burenkaffee liefen zu Tausenden umher und Incestfälle seien namentlich in abgelegenen Gegenden sehr häufig. Das müsse jeder Kenner von Land und Leuten bestätigen. Vielleicht meldet sich von ihnen noch einer zum Wort.

In der vorigen Woche sagte ich hier, durch den Berliner Festlärm sei die politische Lage nicht im Geringsten verändert worden und Graf Soluchowski werde ein etwa entstehendes Mißtrauen der Russen bald beseitigen. Diese Annahme ist schnell bestätigt worden. Beim Empfange der Delegationen hat Kaiser Franz Joseph am zwölften Mai in Budapest gesagt: „Die politische Lage der Monarchie hat in den letzten Monaten keine Aenderung erfahren“. Und gleich nach der Erwähnung des „intimen Verhältnisses“ zum Deutschen Reich sprach er von dem „steten Einvernehmen mit dem russischen Reich in allen den näheren Orient betreffenden Fragen“. Auch Graf Soluchowski konstatierte, der politische Status sei unverändert und zwischen Wien und Petersburg herrsche volle Uebereinstimmung. Die Bräutigamsbräutler sollten nun eigentlich etwas kleinlaut werden und sich im Kämmerlein fragen, welches Ungeheure erreicht worden sei. Das thun sie natürlich nicht, sondern füttern den Kater mit albernen Zeitungslügen. Im sauberen Berliner Tageblatt lasen sie ja erst neulich, die russische Regierung sei durch die „grandiose spontane Manifestation“ ganz verführt und finge nachgrabe an, einzusehen, daß, „dank der auf der Höhe ihrer Zeit stehenden Gestalt Kaiser Wilhelms“, das deutsche Reich wieder, wie in Bismarcks Tagen, die Führung Europas an sich gerissen habe. Eine allerliebste Entdeckung, nicht wahr? Und fast noch netter war in dem selben bedrängten Patriotenblatt die Erörterung der Frage, wen der Kaiser gemeint haben könnte, als er in einer Tafelrede von der Dankbarkeit sprach, die er im Volk zu finden glaubt. Die Konservativen bestimmt nicht; denn „es ist unvergessen, wie die Konservativen die Arbeit des Souverains gedankt haben, als sie das arbeitfördernde, Reichthum versprechende Kanalwerk zu Grabe trugen. Sie wollten es nicht nur unmöglich machen, sondern mit dem Odium des Väterlichen bedecken“. Auch von der auswärtigen Politik des Reiches seien sie nicht so begeistert, wie jeder gute Patriot es sein müsse. Und im Centrum, in dem die Agrarier mächtig seien, gebe es auch viele unsichere Kantonsisten. Die wahre Dankbarkeit sei nur bei den Liberalen zu finden, die aber auch nächstens, wenn sie sich nur erst geeinigt haben, alle anderen Parteien wie Spreu wegfegen werden. Das Alles hat das Naifest enthüllt. Es ist unbegreiflich, daß es trotz Alledem noch Leute giebt, die den hohen politischen Werth der „grandiosen spontanen Manifestation“ nicht zu schätzen vermögen.

Es war zu erwarten, daß nun auch der achtzehnjährige Kronprinz, aus dessen „wildem Jagen“ bekanntlich die Hoffnung auf ein liberales Regiment spricht, in den Zeitungen spaziren geführt werden würde. Das Treiben hat schon begonnen. Flinker Reporter berichtet „fesselnde Aeußerungen“ des jungen Herrn, „dessen bestrebende Liebenswürdigkeit allgemein entzückt.“ Eine Probe aus der Bosphorischen Zeitung, dem Stammblatt der Berliner Demokratie: „Der Kronprinz besuchte am Mittwoch die Baumblicke in Werder. Er war im Zivilanzug und traf zu Pferde in der Inselstadt ein. Er wußte dort sehr gut Bescheid, da es schon in seinen frühesten Jugendjahren zu dem alljährlichen Frühjahrsprogramm der kaiserlichen Prinzen gehderte, vom Neuen Palais zur Baumblicke nach Werder zu fahren. Zu seiner Begleitung sprach der

Kronprinz seine Freude über die Blütenpracht aus, die in diesem Jahre ganz besonders prächtig ist und eine gute Obsternte erwarten läßt.“ Es wäre entsetzlich, wenn diese Aeußerung dem deutschen Volk unbekannt geblieben wäre.

Aber die berliner Demokratie kann, wenn es sich um ihre heiligsten Güter handelt, auch mannhaft sein und sich in alter trotziger Kraft zeigen. Herr Dr. Lueger, der Bürgermeister von Wien, hat im Namen der wiener Bevölkerung in einer Depesche der berliner Stadtverwaltung für den festlichen Empfang des Kaisers von Oesterreich gedankt. „Es ist üblich, solche Höflichkeiten höflich zu beantworten, und Herr Rirschner hat den lieben magyarischen Deutschenskindern für ein ähnliches Telegramm sehr herzlich gedankt. Aber Herr Lueger ist Antisemit und mit solchen Deuten verkehren freisinnige Männer nicht. Deshalb wurde die Depesche nicht beantwortet, sondern nur „zur Kenntniß genommen.“ Es giebt noch Rückgrat in Berlin.

An den Ankerplätzen der Torpedoflotte dauern die patriotischen Feste fort. Dem Hauptfest dieser Woche aber bietet die glückliche Stadt Wiesbaden den Schauplay. Von diesem Fest wird gewiß Manches zu erzählen sein. Die Berichterstattung hat im herrlichsten Stil begonnen und uns zunächst gemeldet, was gegessen wird. Herr von Hüllen, Dichter, Coupletfänger, Prestidigitateur und Intendant, hat es für passend gehalten, urbi et orbi mitzutheilen, mit welchen Gerichten er an seinem Tisch den Deutschen Kaiser zu bewirthen gedenkt. Hier das Menu:

Schildkrötensuppe	1893er Noet Chandon
Kerbelsuppe	Heidfeld Monopol
	•
Rheinganderschnitten	1891er Chateau Belair
	1895er Diefener Rieberberger
	•
Kalbskeule mit Bechamelkartoffeln	
Rinderschmorstück mit Bratkartoffeln und geschmorten Gurken	1897er Brauneberger
	•
Geschlagene Gänseleber	1875er Chateau Margaux, Schloßabzug
	•
Französisches Masthuhn	
Salat und Dunstobst	1883er Markobrunner Auslese
	•
Stangenspargel	
	•
Gartenerdbeeren mit Schlagjahne	
	•
Käsestangen.	

Außerdem wird Webers Oberon in neuer Zubereitung servirt; die Textbeilage stammt aus der bewährten Kunstfische von Joseph Vauff & Co.